2011

SCHLOSS MUSEUM THUN

2011
SCHLOSS MUSEUM THUN

© Stiftung Schlossmuseum Thun 2012

Titelbild: Flugaufnahme, Patric Spahni

INHALTSVERZEICHNIS

Jahresbericht der Museumsleitung	4
Bildung und Vermittlung	9
Die Sammlung des Schlossmuseums	11
Jahresbericht der Stiftung Schlossmuseum Thun	15
Jahresrechnung der Stiftung	18
Jahresbericht des Fördervereins Schlossmuseum Thun	20
Ausflug des Fördervereins	23
Jahresrechnung des Fördervereins	25
Ferienheim Walkringen	27
Turmuhren von Thun und Umgebung (1. Teil: Thun)	36
Die Ableitung der Kander in den Thunersee	48
Die Genossenschaftshäuser am Fischerweg	69
Ein gebürtiger Thuner wird Bundesrat: Markus Feldmann	85

Jahresbericht der Museumsleitung

Lilian Raselli-Nydegger

Das Schlossmuseum Thun blickt auf ein betriebsames und mitunter gar turbulentes Jahr zurück. Zwei Sonderausstellungen in einem Jahr, die Erarbeitung eines neuen Betriebskonzepts und zahlreiche Anlässe im Rittersaal prägten neben den Tagesgeschäften den Jahresablauf.

BESUCHERZAHLEN 2011

Bei den Besucherzahlen ist 2011 ein Rückgang von 4.8% im Vergleich zu 2010 zu verzeichnen. Analysiert man die Zahlen, spiegeln sie einerseits die touristische Grosswetterlage wieder, andererseits geben sie Hinweise auf die in Zukunft anzustrebenden Besuchersegmente. Es lohnt sich daher, einen kurzen Blick auf diese Statistik zu werfen.

Monat	Erwachsene[1]	Kinder[2]	Gratis[3]	Gruppen[4] Anzahl	Personen	Anlässe[5] Anzahl	Personen	Bildung & Vermittl.	Total
Januar	266	55	12	2	88	1	120	0	541
Februar	755	189	58	0	0	1	20	43	1065
März	934	218	223	4	50	1	130	185	1740
April	1807	473	324	1	10	1	140	219	2973
Mai	1761	517	262	12	218	7	1885	326	4969
Juni	3145	864	336	16	270	4	1560	346	6521
Juli	4393	1242	545	4	77	3	1790	152	8199
August	3638	1115	415	11	255	5	395	115	5933
September	2144	370	259	17	371	5	440	245	3829
Oktober	2045	493	264	8	151	4	1984	20	4957
November	202	33	9	2	31	3	1680	184	2139
Dezember	460	99	15	3	49	0	0	191	814
Total 2011	**21550**	**5668**	**2722**	**80**	**1570**	**35**	**10144**	**2026**	**43680**
Total 2010	**21519**	**5827**	**1486**	**79**	**2913**	**50**	**12735**	**1497**	**45911**

[1] *Eintritte normal, ermässigt, Familien (2 Erw.); Museumspass, Reka, Swiss Travel, Raiffeisen, Pfadi*
[2] *Eintritte normal, Familien (2 K.)*
[3] *Gratis Erwachsene, Kinder, Kinder Museumspass, Kinder Raiffeisen*
[4] *Gruppen TTO, Führungen Schloss*
[5] *Schlosskonzerte, Welcome Rekruten; Kulturnacht, div. Konzerte und Anlässe*

Bei den Einzeleintritten fällt auf, dass die Rubrik «Gratis» stark angestiegen ist. Das ist auf den Umstand zurückzuführen, dass wir immer mehr Familienkarten verkaufen. Zudem kommen immer mehr Gäste mit Museumspässen, bei denen die begleitenden Kinder gratis Ein-

tritt erhalten. Die Gruppenanzahl blieb 2011 im Vergleich zu 2010 praktisch unverändert. Stark zurückgegangen ist dagegen deren durchschnittliche Teilnehmerzahl. Die Gruppen, welche zumeist mit Stadtführerinnen des TTO durch das Schloss geführt werden, sind also zunehmend kleiner. Dagegen stellt unsere Institution für grosse Reisegruppen nur mehr selten ein Ziel dar. Zurückgegangen ist ebenfalls die Anzahl der Anlässe. Allerdings ist ihre durchschnittliche Personenzahl dafür eher gestiegen, eingedenk der Tatsache, dass 2011 kein Schlossfest stattfand. Erfreulich zugelegt hat die Anzahl der Schulklassen, die das Angebot der «Bildung und Vermittlung» in Anspruch nahmen.
Die Analyse bestätigt eine Tendenz, die sich seit längerem abzeichnet: Das Schlossmuseum wird immer stärker von Individualtouristen, Kleingruppen und Familien besucht. Dazu kommen natürlich Interessierte der Sonderausstellungen. Der Rittersaal wird dafür immer mehr zum Eventlokal für grössere Anlässe und Konzerte, während private Mieten rückläufig sind. Auch für Schulklassen stellt unser Angebot eine immer attraktivere Ausflugs- und Ergänzungsmöglichkeit im Unterricht dar.

Diese Resultate werden in die Gestaltung des zukünftigen Museums einfliessen, dessen Detailplanung 2012 beginnt. Ein erster Schritt ist die schon eingeleitete Neuorganisation im Bereich Bildung und Vermittlung. Das neue Angebot umfasst immer mehr Themenwelten für den Kindergarten bis zur Oberstufe.

SONDERAUSSTELLUNGEN 2011

Abb. 1

Welch ein Luxus! 2011 wurden im Schloss Thun gleich zwei Sonderausstellungen eröffnet und dies im 2. Boden, dessen Dauerausstellungen dafür nach über 40 Jahren geräumt wurden.
Im Mai wurde im illustren Kreis die Ausstellung «Kleist und die Schweiz» (Abb. 1) eingeweiht, die von Annett Lütteken und Philipp Burkard erfolgreich kuratiert worden war. Die modern gestaltete Inszenierung zog viele literaturinteressierte Gäste an. Die Ausstellung im Rahmen der internationalen Feierlichkeiten zu Kleists 200. Todestag wurde anschliessend im Museum Strauhof in Zürich gezeigt und soll im nächsten Jahr nach Frankfurt/Oder weiterreisen.

Abb. 2.

Im September wurde die Ausstellung «Canton Oberland – Eine Episode der Berner Geschichte» eröffnet, die von mir konzipiert wurde und auch im folgenden Jahr noch gezeigt wird (Abb. 2). Die szenografische Umsetzung machten in bewährter Manier Christine Ramstein und Andreas Kähr, während Max Stöckli von Artmax GmbH die grafischen Elemente erarbeitete. Für diese Ausstellung wurden die Wappentafeln der Berner Schultheissen vom Neuen Schloss an ihren zukünftigen Aufbewahrungsort im 2. Boden verbracht, wo sie nun der Öffentlichkeit zugänglich sind. Diese Umplatzierung läutete das Ende der bisherigen Nutzung im Neuen Schloss und gleichzeitig den Beginn einer neuen Ära ein.

Anlässe

Neben den Sonderausstellungen fanden wiederum zahlreiche öffentliche Anlässe im Schloss statt. Die Schlosskonzerte brachten zahlreiche, wunderbare Konzerte in den Rittersaal; ein Cüpli an der Bar im 1. Boden gehört inzwischen schon fast zur Pausentradition.

Mit dem Gaia-Festival fand eine weitere Konzertreihe in Thun statt, das zusätzliche musikalische Perlen in den Rittersaal brachte. Im Herbst sorgte ein bewegendes Konzert mit Kompositionen von Raphael Zehnder wieder für ein volles Haus. Vorverkauf und Abendkasse wurden von uns organisiert.

Im September öffneten wir die Museumstüren für den Anlass «Schloss Thun gefühlt und nicht gesehen», der zusammen mit dem Schweizerischen Blindenverband, Sektion Berner Oberland, organisiert wurde. Obwohl nicht so viele Besucher wie erwartet den Weg hinauf fanden, waren die Teilnehmer begeistert davon, dass sie für einmal das Schloss ganz anders und zwar mit verbundenen Augen entdecken konnten. Nicht nur für mich, sondern für das ganze Team war es eine wertvolle Erfahrung und seither «sehen» wir vieles im Schloss mit anderen Augen.

Im Oktober fand die schon traditionelle Kulturnacht mit einem bunten Programm in Thun statt. Eine Vielzahl der Nachtschwärmer besuchte auch dieses Mal wieder die unterschiedlichen Angebote im Schloss.

Den verschiedenen Veranstaltern und den vielen unentgeltlich arbeitenden Helferinnen und Helfern möchte ich nochmals ganz herzlich

für ihr Engagement bei den verschiedenen Anlässen danken. Die öffentlichen Veranstaltungen prägen den Erlebnisort Schloss Thun genauso stark wie die Ausstellungen und tragen zum positiven Gesamtbild bei.

Arbeiten im Dachgeschoss
Im Spätsommer wurde der imposante 1432 errichtete Dachstuhl von allem Ballast befreit und unter der fachlichen Aufsicht von Beat Gassner renoviert. Dabei wurden bis zum First sämtliche Holzleitern und hölzernen Zwischenböden durch sichere Metallleitern und -gitter ersetzt. Gleichzeitig wurde die Beleuchtung erneuert und verbessert. Zusätzlich wurde die Holzabdeckung und Türe des Aufgangs in das Dachgeschoss durch einen gläsernen Aufbau ersetzt, so dass das unglaubliche Volumen des Raums nun von den Besuchern schon unmittelbar beim Aufstieg wahrgenommen werden kann.

Umgestaltung
Das andere grosse Geschäft dieses Jahres war die Erarbeitung des Betriebskonzepts, das die Bedürfnisse und Vorstellungen für einen zukünftigen erfolgreichen Museumsbetrieb nun detaillierter umschreibt. Im November wurde das Papier im Stiftungsrat verabschiedet.

Daneben wurde die zukünftige Museumsnutzung im Neuen Schloss konkretisiert. Als gewichtigste Änderung soll neu der Eingangsbereich in das Neue Schloss verlegt werden. Dazu soll in einem ehemaligen Gerichtssaal ein zusätzlicher Raum für kleinere Sonderausstellungen zur Verfügung stehen. Im hinteren Teil des Saals werden ein Büro- und ein kleiner Archivraum unser Raumangebot erweitern. Die Räume des Donjons sollen gleichzeitig umgestaltet werden. Beginnend mit dem untersten Stockwerk, dem «Keller», werden ab 2014 etappenweise die Dauerausstellungen neu und zeitgemäss gestaltet.

Umsetzung des Betriebskonzepts und Umbau im Neuen Schloss werden uns in den folgenden Jahren voll und ganz in Anspruch nehmen. Aufgrund der knappen personellen Ressourcen wird es daher unumgänglich sein, die Anzahl an eigenen Anlässen einzuschränken. Daher findet 2012 das nach zwei Durchläufen schon traditionelle Schlossfest leider nicht statt. Es wird dafür im Eröffnungsjahr 2014 noch bunter stattfinden.

Ich freue mich auf die uns in Zukunft zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und hoffe, dass unser Vorhaben auch in breiten Kreisen die notwendige Unterstützung findet.

AUSBLICK 2012

Anlässe

– 19. August 2012:
Familienfest zur Einweihung des Thuner Kinderstadtplans zusammen mit anderen Thuner Institutionen.

Ausstellungen

– Seit 29. September 2011:
Canton Oberland – Eine Episode der Berner Geschichte

DANK

Ein herzliches Dankeschön gilt dem gesamten Schlossteam. Das Engagement und die Flexibilität der Mitarbeitenden haben dazu beigetragen, dass der Betrieb auch in hektischen und turbulenten Tagen ungestört kompetent geführt werden konnte.

Ich wünsche allen Mitarbeitenden sowie der Stiftung des Schlossmuseums im 2012 weiterhin dieselbe Energie und Ausdauer und schaue erwartungsvoll der Zukunft entgegen.

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER

Museumsleitung	
Lilian Raselli	seit 2006
Administration	
Heidi Frenzer	seit 2009
Schlosswart	
Maurizio Cavallaro	bis April 2011
Dominik Jutzi	seit Mai 2011
Bildung und Vermittlung	
Barbara Cadisch	seit 2000
Monika Loosli	seit 2002
Kasse	
Erika Eschle	seit 1995
Lotti Bugmann	seit 2001
Therese Zurbrügg	seit 2002
Anne-Lore Hebler	seit 2005

Bildung und Vermittlung

Barbara Cadisch

Die Führungen und Workshops für Kindergarten- und Schulklassen bildeten auch im 2011 den wichtigsten Pfeiler unserer Vermittlungstätigkeit. Da für die Volksschule das ausserschulische Lernen stets einen höheren Stellenwert bekommt, wird unser Angebot als wertvolle Ergänzung zum Unterricht immer mehr genutzt. In diesem Jahr führten wir 79 Schulklassen mit 1655 Schulkindern und 199 Begleitpersonen durchs Schloss. Den grössten Teil der Führungen übernahmen wiederum Monika Loosli und ich. Es macht grosse Freude zu sehen, wie begeisterungsfähig und interessiert die Kindergartenkinder, Unter- und Oberstufenschüler und sogar Berufsschüler sein können… und wie mächtig und stolz sie sich fühlen, wenn sie einen Topfhelm und ein Kettenhemd anziehen dürfen.

	Klassen	Schülerinnen Schüler	Begleit-personen	Ferienpass, Kinderclub	Total
Januar	0	0	0	0	0
Februar	2	39	4		43
März	9	141	17	27	185
April	10	198	21		219
Mai	17	294	32		326
Juni	17	285	40	21	346
Juli	4	62	12	78	152
August	4	99	16		115
September	10	204	23	18	245
Oktober	1	18	2		20
November	3	146	10	28	184
Dezember	2	169	22		191
Total	**79**	**1'655**	**199**	**172**	**2'026**

FERIENPASS

Im Juli veranstalteten wir wiederum unter dem Moto «Ritter Wagemut und Ritterin Furchtlos» einen Anlass für den Thuner Ferienpass. Eine grosse Kinderschar wollte sich zum Ritter oder zur Ritterin ausbilden lassen. Bei verschiedenen Wettbewerben und Spielen mussten die Kinder sowohl Geschicklichkeit, Geschwindigkeit, Tapferkeit und Mut, als auch Anstand, Höflichkeit und Gesang unter Beweis stellen. Alle bestanden die Prüfungen und wurden im Rittersaal feierlich zum

Ritter oder zur Ritterin geschlagen. Als Erinnerung durften sie eine Urkunde nach Hause nehmen. Bereits zum zweiten Mal führten wir auch für die Kinder aus dem Gürbetal einen Ferienpass durch.

KINDERCLUB

Für den Kinderclub Schloss Thun fanden im Jahr 2011 vier Veranstaltungen statt:

März:	Auf zum Ritterschmaus im Schloss Thun
Juni:	Das Geheimnis des Einhorns
August:	Schatzsuche im Schloss Thun
November:	Feuer und Hexen im finsteren Schloss (Abendanlass)

Im Gegensatz zu den Angeboten für Schulklassen ist das Freizeitangebot für Kinder noch zu wenig bekannt. Deshalb gehen wir im neuen Jahr neue Wege und arbeiten mit den Schlössern Spiez und Oberhofen zusammenarbeiten. Wir möchten so mehr interessierte Kinder erreichen, die Synergien nutzen und das Angebot erweitern.

Auch an der Kulturnacht war der Kinderclub präsent. Seine Mitglieder wollten Kindern und Erwachsenen eine andere Welt – die Welt der Blinden – näher bringen. Deshalb trafen wir uns am Mittwoch vorher und bereiteten uns auf die Kulturnacht vor. Im zweiten Boden des Schlosses führten die Mitglieder des Kinderclubs die grossen und kleinen Besucher, die eine Augenbinde trugen und so nichts sahen, zu drei verschiedenen Standorten. An diesen Stellen konnten sie mittelalterliche Waffen ertasten, Gewürze riechen und Gebäck und Getränk schmecken. Manch Besucher staunte, wie lang ein Zweihänder ist, wie stark Meerrettich riecht und wie fein Zimtgebäck schmeckt.

Es war ein voller Erfolg für unsere jungen Museumsführer.

Die Sammlung des Schlossmuseums

Stand am 31.12.2011 [in eckiger Klammer Stand Ende 2010].

Die Datenbank umfasst 18'417 [17'571] Datensätze (in der Regel mit einem Objekt identisch). Von 13'917 [13'138] Objekten ist der Standort bekannt (Lager-, Ausstellungs- oder Ausleihort). 13'332 [12'306] Objekte sind digital fotografiert. Jede Fotografie ist mit dem entsprechenden Datensatz in der Datenbank verknüpft.

NEUZUGÄNGE 2011

Von folgenden Personen und Institutionen durften wir **Geschenke** in die Sammlung aufnehmen:
Kurt Aeschimann-Hunziker, Münsingen; Bernisches Historisches Museum; Christoph und Dominik Müller, Thun; Lilo Neugebauer, Thun; NN; Peter Soltermann, Thun.

Bauteile + Stein
Heizkessel Baumann von 1908 (Inv. 11992)

Bücher
Keramik aus Bäriswil (Inv. 11906)

Dokumente
Dokumentation über das Ferienheim Walkringen (Inv. 11800)

Einzelobjekte
Taschenmesser (Inv. 11963)

Fotos
75 Fotos (Inv. 11845 – 11886) und
Foto-Postkarten (Inv. 11827 – 11894)

Hygiene + Medizin
Halspastillen-Schachtel (Inv. 11960),
Wybert-Tabletten «Thuna» (Blechdose; Inv. 11964),
Parfumflacon (Inv. 11962)

Keramik
Teller, Sucrier, Rahmkrüglein (Inv. 11957 – 11960)

Pontonbrücke Brügglifest 1974. Foto Kurt Aeschimann. Weitergabe an Stadtarchiv.

Küche
Messer (6 Stück: Inv. 11957)

Mass + Gewicht
Klappmeter (Inv. 11961)

Postkarten
3 Postkarten Schadau
(Inv. 11973 – 11975)

Inv. 11958.

Wappen
Wappen Baumann 1611 (Inv. 11927)

Von den **Stadtschützen Thun** konnten wir rund 325 Objekte übernehmen, die bislang im Stadtarchiv aufbewahrt worden sind, jedoch gemäss Vereinbarung zwischen Stadtarchiv, Stadtbibliothek, Kunstmuseum, Burgerarchiv und Schlossmuseum aus dem Jahr 1998 in unsere Sammlung gehören.

Bilder, Drucke
Gemälde: Münster Bern, (Inv. 11593); Holzschnitt: Simon-Brunnen, Bern (Inv. 12013); Zeichnung: Schützenhaus Thun 1900 (Inv. 11979); Vedute (Inv. 11696)

Bücher
Der Schweizer Soldat in der Kriegsgeschichte (Inv. 11579)

Dokumente
17 Dokumente der Stadtschützen (Inv. 11580)

Fahnen
Infanterie-Schützengesellschaft Thun 1887 (Inv. 11582);
Feldschützengesellschaft Thun 1535 – 1887 (Inv. 11939)

Fotos
3 Fotoalben der Stadtschützen (Inv. 11982 – 11984);
1 Foto Ausschiesset 1875 (Inv. 11990)

Glas
65 Wappenscheiben (11578 – 11970)

Trophäen
– 65 Plaketten (Inv. 11540 – 11981)

- 2 Glocken mit Glockenriemen (Inv. 11931, 11932)
- 61 Pokale (Inv. 11610 – 11641)
- 36 Teller und Wandteller (11595 – 11978)
- 12 Becher (Inv. 11778, 11779)
- 6 Krüglein (Inv. 11608)
- 29 Kannen Holz und Zinn (Inv. 11742 – 11768)
- 13 Statuetten (Inv. 11669 – 11668)
- 1 Hellebarde (Inv. 11796)
- 8 Zinnbecher (Inv. 11935)
- 7 Medaillen und Abzeichen (Inv. 11594 – 11971)
- 12 diverse (Inv. 11552, 11608, 11613, 11680, 11683, 11687 – 11775, 11769, 11773, 11776, 11935)

Inv. 11630.

NEUERWERBUNGEN 2011 (ANKÄUFE)

Apparate + Uhren
Fotobetrachter (Inv. 12014)

Bilder, Drucke
1 Bildkarte Schadau (Inv. 12014), 1 Zeichnung Kant. Lager 1839 (Inv. 12019)

Dokumente
1 Katalog KABA 1899 (Inv. 11491)

Foto
1 Visitenkarte Schloss Schadau (Inv. 11515);
3 Fotokarten Kaserne (Inv. 12014)

Keramik
1 Vase (Inv. 11488),
6 Keramikwappen (11490)

Pläne, Reliefs
1 Karte für die Übungen der Centralschule 1857 (Inv. 12018)

Postkarten
18 Postkarten Thun
(Inv. 11489 – 12015)

Inv. 11508.

AUSLEIHEN 2011

- 3 geflochtene Accessoires und 1 Druck an Flechtmuseum (Leutwyler)
- 1 Gedenkmünze, 3 Gedenkplaketten, 1 Knabenkleid, 1 Schlüssel, 1 Paar Hentzen, 3 Stangenwaffen an Bildung und Vermittlung
- 1 Hellebarde (Nachbildung) an Jon Keller (für Strättligburg)

ABGÄNGE 2010

- 25 archäologische Leihgaben (1962) definitiv an BHM zurück (Inv. 8356 – 10988).
- 3 römische Grabsteine (Amsoldingen) definitiv an den Archäologischen Dienst zurück (Inv. 7387, 7817, 7818).
- 2 Pläne (Leihgaben der Burgergemeinde) definitiv zurück an Burgergemeinde (Inv. 5724, 8792).
- Im Gegenzug zur Übernahme von Sammlungsgut der Stadtschützen vom Stadtarchiv haben wir dem Stadtarchiv Negative aus einer neueren Fotosammlung überlassen (Zeitraum 1925–1975)
- 10 defekte Möbelstücke definitiv an L. Wahlich (Inv. 7922, 7923, 7945, 8314, 8316, 8317, 9786, 11090, 11248).
- 2 Sessel (Inv. 7308, 7309), 2 Stühle (6481, 6482) 1 Schrank (10248) an Brockenhaus.

Jahresbericht der Stiftung Schlossmuseum Thun

Hans Kelterborn, Präsident

Das Jahr 2011 brachte eine intensive Auseinandersetzung zwischen den künftigen Investoren auf dem Schlossberg und den städtischen Behörden, den Experten, der Denkmalpflege und der Stiftung. In fünf Workshopgesprächen wurde das Vorhaben soweit definiert und geplant, dass die Schlossberg Thun AG demnächst das entsprechende Baugesuch einreichen kann. Die wohl auffälligste Veränderung wird im Umbau des ehemaligen Bezirksgefängnisses in ein Hotel bestehen. Die für den Betrieb des Schlossmuseums nötige Infrastruktur kommt ins Erdgeschoss des Neuen Schlosses zu liegen. Es ist vorgesehen, dass die Einwohnergemeinde diese Räume von der Schlossberg Thun AG zu einem günstigen Mietzins mietet und sie der Stiftung untervermietet. Die nötigen baulichen Investitionen wird die Einwohnergemeinde voraussichtlich selbst vornehmen. Sehr willkommen ist der ebenfalls im Neuen Schloss geplante Gastronomiebetrieb samt Aussenbewirtung unterhalb des Neuen Schlosses. Raumhohe Glastüren anstelle der Bogenfenster zum Innenhof werden für mehr Licht im Neuen Schloss sorgen und gleichzeitig Offenheit signalisieren.

Der Stiftungsrat traf sich im Berichtsjahr zu 3 Sitzungen. Neben Rechnungsabnahme 2010 und Budget 2012 hat er sich vor allem mit der Haltung der Stiftung im Wokshopverfahren (Stiftungsvertreter: L. Raselli, B. Gassner und H. Kelterborn) befasst. Parallel dazu wurde das auf der neuen Strategie beruhende Betriebskonzept weiter diskutiert und verabschiedet. Sobald die finanziellen Konsequenzen des neuen Betriebskonzeptes und der künftigen Mietkosten absehbar sind, können auch die finanziellen und technischen Anhänge verabschiedet werden, was im ersten Halbjahr 2012 der Fall sein dürfte.

Basis für das Betriebskonzept bildet die Strategie «Museumsschloss» vom 16. September 2010 (vgl. Jahresbericht 2010, S. 15).

Der Schlosshof ist Zugang, Ausgangspunkt und Drehscheibe für die neuen und bestehenden Nutzungen im Schloss Thun: dem Hotel im ehemaligen Gefängnis, dem Restaurant und der geplanten KMU-Akademie im Neuen Schloss sowie dem Schlossmuseum im Donjon. Die Museumsbesucherinnen und -besucher werden künftig im Erdgeschoss des neuen Schlosses empfangen, wo mit Kasse, Museumsshop, Toiletten und einem Raum für Sonderausstellungen ein grosszügiger Empfangsbereich entstehen wird.

Die Dauerausstellungen im Donjon werden in der Logik des aufsteigenden Rundgangs entwickelt:

- die Entwicklung der Stadt Thun im Keller,
- die Religion auf dem 1. Boden,
- «Herrschaft und Macht» ab dem 2. Boden
- und das Schloss Thun als «Die Burg» auf dem 4. Boden und im Dachgeschoss.

Das museumspädagogische Angebot erläutert, ergänzt und vertieft die Ausstellungen. Veranstaltungen erlauben eine andere Wahrnehmung des «Museumsschlosses».

In den Ausstellungen kann nur ein Bruchteil des Sammlungsguts von rund 15'000 Gegenständen präsentiert werden. Die Sammeltätigkeit bleibt auf die Stadt Thun, deren Einflussgebiet oder auf eine Herkunft mit Bezug zu Thun konzentriert. Inhaltliche Schwerpunkte werden durch Spezialsammlungen (wie z.B. Thuner Majolika) gesetzt. Eine Ergänzung der Sammlung kommt in der Regel nur dort in Frage, wo Lücken geschlossen oder Sammlungsschwerpunkte sinnvoll verstärkt werden können.

STIFTUNGSRAT

Präsident
Hans Kelterborn, Vogelsangweg 4, 3600 Thun *

Vizepräsident
Beat Gassner, Marienstrasse 1A, 3600 Thun *

Kassier
Roger Hunziker, Weieneggstrasse 11A, 3612 Steffisburg

Kantonsvertreter
Michael Gerber, kant. Denkmalpfleger, Münstergasse 32, 3011 Bern

Stadtvertreter
Philipp Burkard, Kulturabteilung, Rathaus, 3602 Thun

Vertreter Förderverein
Daniel Bähler, Talackerstrasse 43i, 3604 Thun

Vertretung Regionsgemeinden
vakant

Mitglieder
Sara Hefti-Ott, Tannenhofstrasse 8, 3604 Thun *
H. Kasimir Lohner, Obere Hauptgasse 58, 3600 Thun
Philipp Stämpfli, Gryphenhübeliweg 40, 3006 Bern

** Mitglieder der Stiftungskommission*

Kontrollstelle
Dr. oec. Hans Peter Bieri, Steuer-,
Finanz- und Wirtschaftsberatung AG Thun

Jahresrechnungen der Stiftung

BILANZEN PER 31. DEZEMBER

	2011/Fr.	2010/Fr.
Flüssige Mittel	803‘514.05	772‘384.17
Forderungen	19‘618.90	23‘896.50
Vorräte	25‘462.40	37‘459.00
Aktive Rechnungsabgrenzungen	1‘425.45	1‘053.50
Total Umlaufsvermögen	**850‘020.80**	**834‘793.17**
Finanzanlagen	147‘333.00	176‘885.00
Museumsgüter	5.00	5.00
Sachanlagen	63‘665.00	76‘774.85
Total Anlagevermögen	**211‘003.00**	**253‘664.85**
Total Aktiven	**1‘061‘023.80**	**1‘088‘458.02**

Total Fremdkapital	**52‘973.90**	**4‘796.00**
Gründungsbeiträge/Stiftungskapital		
– Verein Schlossmuseum Thun	100‘002.00	100‘002.00
– Kanton Bern	200‘000.00	200‘000.00
– Stadt Thun	100‘000.00	100‘000.00
– Einmalige Zuwendungen Dritter	509‘305.00	509‘305.00
– Fonds für Spezialfinanzierungen	287‘569.55	257‘569.55
– Verlustvortrag	-83‘214.53	-74‘2289.03
– Jahresverlust	-105‘612.12	-8‘985.50
Total Eigenkapital	**1‘008‘049.90**	**1‘083‘662.02**
Total Passiven	**1‘061‘023.80**	**1‘088‘458.02**

ERFOLGSRECHNUNGEN 1.1. – 31.12.

	2011/Fr.	2010/Fr.
Betriebsertrag	225‘329.65	247‘881.65
Personalaufwand	-291‘128.60	-238‘266.65
Übriger Betriebsaufwand	-343‘770.22	-222‘002.06
Total Betriebsverlust Museum	**-409‘569.17**	**-212‘387.06**
Betriebsbeiträge und Spenden	297‘418.20	195‘020.10
Finanzerfolg	6‘538.85	8‘381.46
Total Ausserbetrieblicher Gewinn	**303‘957.05**	**203‘401.56**
Jahresverlust	**-105‘612.12**	**-8‘985.50**

SPEZIALFINANZIERUNGEN (SF)

Ausstellungserneuerung

Anfangsbestand 1.1.	257‘569.55	227‘569.55
Bildung SF für Ausstellungserneuerung	30‘000.00	30‘000.00
Belastung SF Ausstellungserneuerung		0.00
Schlussbestand 31.12.	287‘569.55	257‘569.55
Total Veränderung SF	**30‘000.00**	**30‘000.00**

Jahresbericht des Fördervereins Schlossmuseum Thun

Daniel Bähler, Präsident

Der **Vorstand** des Fördervereins traf sich 2011 zu vier Sitzungen. Er befasste sich mit der neuen Museumsstrategie, der Neugestaltung des Museums im Zusammenhang mit dem Umbau des Neuen Schlosses und des Gefängnisses durch die Schlossberg Thun AG, der Einnahmensituation und den Aktivitäten des Vereins sowie der finanziellen Unterstützung des Museums.

An der **Mitgliederversammlung** vom 20. Juni 2011 wurden nebst der Behandlung der alljährlichen statutarischen Traktanden die Mitglieder des Vorstands, das Präsidium und die Revisionsstelle für eine neue Amtsperiode von vier Jahren gewählt. Es waren keine Vakanzen zu verzeichnen, so dass der Vorstand in der bewährten Zusammensetzung weiter arbeiten wird. Stiftungsratspräsident Dr. Hans Kelterborn orientierte die Anwesenden über die Umwälzungen auf dem Schlossbergareal und die Folgen für das Museum, für das nun endlich lang gehegte Raumwünsche in Erfüllung gehen können. Im Anschluss an die Versammlung stellte Martin Hänni, Steinmetzmeister und Bildhauer, im Schlosshof sein Handwerk in Worten und mit Bearbeitung verschiedener Objekte vor.

An dem wiederum vom Vorstandsmitglied Magdalena Kratzer-Boksberger organisierten traditionellen **Ausflug** besuchten die Teilnehmenden am 20. August 2011 die Fondation Bodmer in Cologny bei Genf und liessen sich Dokumente aus mehreren Jahrtausenden erklären. Es wird dazu auf den separaten Bericht verwiesen.

Die **Kulturnacht** lockte am 22. Oktober 2011 viele Besuchende ins Schloss. Der Förderverein führte unter tatkräftiger Mitwirkung von Mitgliedern des Vorstands einen Barbetrieb, welcher zwar keinen Gewinn abwarf, aber eine Werbeplattform darstellte.

Ein grosser Publikumserfolg war der **Vortrag** von Fred Heer über den Kanderdurchstich am 9. November 2011 im Beau-Rivage-Saal. Die Anwesenden erfuhren im reich bebilderten Referat viele Details, die den meisten bisher nicht bekannt waren, und lernten einige der damaligen Akteure näher kennen.

Der **Aussand von Karten** des Schlosses mit Einzahlungsschein für Spenden (Mailing) erfolgte in diesem Jahr an einen beschränkteren Personenkreis. Diese Massnahme erwies sich als erfolgreich, wurde

doch wegen der deutlich höheren Einlösequote unter dem Strich ein deutlich besseres Resultat als im Vorjahr erzielt.

Aus der Kollekte beim Todesfall von Marie Luise Lombard erhielt der Verein **Spenden** im Gesamtbetrag von fast 2'000 Franken, die einem noch nicht bestimmten speziellen Verwendungszweck zugeführt werden sollen.

Mit **Zuwendungen** des Fördervereins an die Stiftung wurden das Projekt für Kinder Schlosstrail «Von Schloss zu Schloss zum Ritterschlag», das Anbringen von Vitrinen in der Gefängniszelle im Schloss, die Durchführung der Kulturnacht und die Einrichtung der Ausstellung «Canton Oberland – Eine Episode der Geschichte» unterstützt.

VORSTAND DES FÖRDERVEREINS SCHLOSSMUSEUM THUN

Präsident
Daniel Bähler, Talackerstrasse 43 i, 3604 Thun

Vizepräsidentin
Barbara Cadisch-Wolf, Schlossberg 5, 3600 Thun

Kassier
Roger Hunziker, Weieneggstrasse 11A, 3612 Steffisburg

Sekretärin
Barbara Lehmann Rickli, Blümlimattweg 1, 3600 Thun

Weitere Vorstandsmitglieder
Ines Attinger, Schadaustrasse 21, 3604 Thun
Georg Frank, Lauenenweg 12, 3600 Thun
Christoph Im Obersteg, Steinackerweg 1, 4105 Biel-Benken BL
Magdalena Kratzer-Boksberger, Schwalmernstrasse 12, 3600 Thun

Revisoren
Ruedi Keller, Dorfhalde 36, 3612 Steffisburg
Christian Fröhlich, Hünibachstrasse 4, 3652 Hilterfingen

Die nachfolgend aufgeführten Institutionen und Personen haben das Schlossmuseum im vergangenen Jahr besonders grosszügig unterstützt:

– Ernst Bernhard, 3427 Utzenstorf
– Cornelia Boss, 3655 Sigriswil
– Coop Schweiz
– Fritz Haldimann, 3626 Hünibach
– Beat und Margrit Herzog-Kuster, 4105 Biel-Benken
– Verena Holzherr, 3612 Steffisburg
– Gisela Huber, 3600 Thun
– Walter Keller-Bögli, 3073 Gümligen
– Josef Knüsel, 4124 Schönenbuch
– Peter Leupp, 4132 Muttenz
– Beatrice Luder, 3703 Aeschi b. Spiez
– Walter Meier-Ammann, 3604 Thun
– Robert Meier-Odermatt, 6045 Meggen
– Paul-Heinrich Methner, 3072 Ostermundigen
– Samuel Saurer-Wittwer, 3700 Spiezwiler
– Christian Schäfer-Hostettler, 3600 Thun
– Gustav Schelling, 3600 Thun
– Franz Schenker-Schmid, 4125 Riehen
– Andreas und Francisca Schwarzenbach-Sägesser, 3604 Thun
– Peter Stadlin, 6300 Zug
– Storeconcept AG, 4624 Härkingen
– Thomi Mode Immobilien AG, 3600 Thun
– Robert Paul Walser, 4123 Allschwil
– Beatrice Weyermann, 3006 Bern

Ausflug des Fördervereins ins Museum Martin Bodmer nach Cologny (Genf)

Samstag, 20. August 2011

Magdalena Kratzer

Bei hochsommerlichem Wetter bestiegen 16 Personen des Fördervereins den Zug Richtung Genf. Unser Besuch galt vor allem der «Fondation Martin Bodmer» in Cologny in der Nähe von Genf.

Nach einem feinen Essen im kühlen Schatten alter Bäume des Restaurants «Cottage» am Ufer des Genfersees fuhren wir weiter mit Tram und Bus Richtung Cologny. Diese kleine wohlhabende Gemeinde liegt in leicht erhöhter Lage am linken Seeufer. Inmitten einer prächtigen Parklandschaft mit idyllischem Blick über den Genfersee Richtung französischem Jura befindet sich neben einer herrschaftlichen Villa der moderne Bau der Fondation Bodmer.

Wer war Martin Bodmer?
Martin Bodmer stammte aus einer Zürcher Familie. Geboren wurde er im Jahr 1899. Seine Studienjahre verbrachte er in Zürich, Heidelberg und Paris. 1922 gründete er mit erst 23 Jahren den Gottfried Keller Preis.

Während des zweiten Weltkrieges trat er in den Dienst des IKRK und arbeitete als Journalist beim Radio und beim Departement für intellektuelle moralische Hilfe. Als solcher besorgte er u.a. Lektüren für Gefangene. Von 1947 – 1964 war er Vizepräsident des IKRK.

Zu dieser Zeit kaufte Martin Bodmer das grosse Herrschaftsgut «Grand Cologny». Für sein grosses Hobby, Bücher und Schriften aus aller Welt, liess er sich 1951 eigens ein Gebäude für seine inzwischen wertvolle Bibliothek erbauen. Daneben betätigte er sich als erfolgreicher Autor mehrerer Publikationen, unter anderem in der bekannten Revue «Corona».
Die Universitäten Frankfurt, Genf und Zürich ernannten ihn alle drei zum Ehrendoktor.

Am 26. Februar 1971 gründete er die Stiftung für sein Lebenswerk. Nur knapp einen Monat später verstarb Martin Bodmer im Alter von 72 Jahren. Seine Stiftung ist heute eine der grössten Privatbibliotheken der Welt.

Die Bibliothek
Martin Bodmer sammelte als höchst fachkundige Person weltweit Schriften, Bücher und wertvolle Dokumente aus Stein, Pergament, Stoff und Papier bis zum handgeschriebenen Buch weit vor dem 15. Jahrhundert. Mehr als 160'000 Werke werden in den Räumen zusammengeführt.

Die Sammlung ruht auf fünf symbolischen Säulen: Homer, die Bibel, Dante, Shakespeare und Goethe. Neben Briefen zeigt die Ausstellung Werke der Kunst, der Wissenschaft, der Geschichte, des Glaubens und der Politik.

Museum Bodmer
Martin Bodmer konzipierte seine Bibliothek wie ein Museum, das den Menschen den Weg zu sich selbst zeigt. Es ist gleichsam eine spirituelle Architektur auf der Basis der Dokumente. Mit dem Stararchitekten Mario Botta fand man den geeigneten Künstler, der Bodmers grosses Werk zur Vollkommenheit brachte. Mit grandioser Schlichtheit schuf Botta fast unsichtbaren Raum im Innern des Hanges. Den Auftrag erhielt er im Jahr 1999 .Vier Jahre später, 2003, wurde die «Fondation Martin Bodmer» feierlich eröffnet.

Dank der Führung durch eine fachkundige Person wurde dieser Ausflug zu einem eindrücklichen Erlebnis, so dass alle wieder mit vielen wertvollen Erinnerungen nach Hause zurückkehrten.

Jahresrechnungen des Fördervereins

BILANZEN PER 31. DEZEMBER

	2011/Fr.	2010/Fr.
Flüssige Mittel	182‘948.53	190'796.63
Forderungen	1‘328.00	1'926.10
Total Umlaufsvermögen	**184‘276.53**	**192'722.73**
Finanzanlagen	148‘587.70	148'076.75
Total Anlagevermögen	**148‘587.70**	**148'076.75**
Total Aktiven	**332‘864.23**	**340'799.48**
Passive Rechnungsabgrenzung	40.00	0.00
Guthaben der Stiftung Anfangsbestand 1.1.	55‘696.40	27'804.95
Zuweisung aus Jahresrechnung	30‘000.00	30'000.00
Beiträge an Stiftung	-33‘251.95	-2'108.55
Schlussbestand 31.12.	52‘444.45	55'696.40
Total Fremdkapital	**52‘484.45**	**55'696.40**
Vereinskapital 1.1.	258‘103.08	286'138.15
Jahresverlust	-4‘723.30	-1'035.07
Eigenkapital 31.12.	280‘379.78	285'103.08
Total Eigenkapital	**280‘379.78**	**285'103.08**
Total Passiven	**332‘864.23**	**340'799.48**

ERFOLGSRECHNUNGEN 1.1. – 31.12.

	2011/Fr.	2010/Fr.
Mitgliederbeiträge	14‘130.00	11'320.00
Spenden	3‘328.95	1'575.00
Gönnerbeiträge (Mailing)	23‘320.34	26'642.37
Finanzerträge	3‘791.95	5'228.90
Auflösung Rückstellung Ankäufe	0.00	10'000.00
Total Ertrag	**44‘571.24**	**54'766.27**
Porti Versand an Mitglieder	434.70	375.75
Post- und Bankspesen	599.54	610.20
übriger Verwaltungsaufwand	1‘378.30	1'724.24
Total Verwaltungsaufwand	**2‘412.54**	**2'710.19**
Dienstleistungen QDM AG Mailing	1‘496.30	3'499.20
sonstiger Werbeaufwand	1‘550.55	4'122.90
Büromaterial	7‘514.80	7'466.45
Porti Mailing an Gönner	2‘983.90	5'946.90
Total Werbeaufwand	**13‘545.55**	**21'035.45**
Mitgliederversammlung	954.40	696.90
Anlässe/Ausflüge	2‘382.05	1'358.80
Total übriger Betriebsaufwand	**3‘336.45**	**2'055.70**
Zuwendungen an Stiftung Schlossmuseum (Rückstellung)	30‘000.00	30'000.00
Total Zuwendungen an Stiftung	**30‘000.00**	**30'000.00**
Total Aufwand	**49‘294.54**	**55'801.34**
Jahresverlust	**-4‘723.30**	**-1'035.07**

Ferienheim Walkringen

Hans Kelterborn

Am Dienstag, 18. August 1896 kam Moritz Kurt Freiherr von Zedtwitz (*1851) bei einem Segelunfall vor Southampton ums Leben. Nur drei Monate vorher hatte Baronin von Zedtwitz den Sohn Waldemar zur Welt gebracht. Und noch im Januar des gleichen Jahres hatten sie zusammen die Chartreuse in Hünibach erworben. Kurz vor dem tragischen Unfall hatten sie mit dem Bau des neuen Schlosses oberhalb der alten Chartreuse begonnen.

Abb. 1: Moritz Kurt Freiherr von Zedtwitz (1851–1896).

Abb. 2: Marie Baronin von Zedtwitz, geb. Breckenridge-Caldwell (1851–1910).

Baronin von Zedtwitz, eine als Marie Elise Breckenridge-Caldwell in Kentucky geborene reiche Amerikanerin, liess den Bau stoppen und kam erst 1901 wieder (aus Frankfurt) an den Thunersee. 1902 wurde der Bau vollendet. Über die einsamen Tage der Gräfin mit ihrem Sohn Waldemar in der Chartreuse zeichnet Robert Ganz im JB 2008, S. 48 ff. *Waldemar von Zedtwitz; Aus dem Leben einer Spielernatur* ein treffendes Bild.

Im Jahr 1906 schrieb die Baronin das Buch «The Double Doctrine of the Church of Rome», in welchem sie eine für die damalige Zeit harte Kritik an Rom übte und gleichzeitig einen eigenen Weg zum Katholizismus suchte, der auch ihr als Frau offen stehen sollte. Das Buch ist kürzlich als Reprint neu aufgelegt worden.

DIE THUNER FERIENVERSORGUNG

Für schwächliche, unbemittelte Schulkinder gab es seit 1897 eine Ferienversorgung in Form der sog. Ferienstiftung, die im Sommer jeweils an verschiedenen Orten der Umgebung für Mädchen und Knaben getrennte Ferienkolonien durchführte, 1897 beispielsweise mit 34 Kindern in Aeschi, später in Diemtigen, Linden und Oberdiessbach (87 Kinder). In Thun reifte bald der Wunsch nach einem eigenen Heim. Als die Baronin von diesem Wunsch erfuhr, liess sie, ganz im Sinne ihres Strebens, die Stadt Thun wissen, dass sie gewillt sei, der Ferienkolonie von Thun «ein eigenes Heim zu schaffen».

Die Thuner Behörden packten das grosszügige Angebot der Baronin beim Schopfe und liessen sofort ein entsprechendes Inserat erscheinen.

80 Offerten aus der Region waren das Resultat. Der Auswahlkommission schienen Goldiwil zu nahe und das Obersimmental zu weit. Schliesslich schwang die Parzelle auf dem Bühl bei Wikarstwil/Walkringen obenauf. Von nun an ging alles sehr schnell:

WALKRINGEN

Am 12. Oktober 1907 wurden der Landhandel und fast gleichzeitig der Stiftungsvertrag abgeschlossen, in welchem die Baronin der Stadt Thun für den Bau eines Ferienheims für erholungsbedürftige Kinder und ein Asyl für rekonvaleszente Kinder 85'000 Franken schenkte. Gleichzeitig schenkte sie Wertschriften, aus deren Ertrag die laufenden Kosten für jeweils 10 rekonvaleszente Kinder gedeckt werden sollten. Diese Kosten wurden auf rund 3'000 Franken im Jahr geschätzt.

Gemeinde Thun.
Ferienheim Bühl bei Walkringen.
— Maassst. 1:100. —

Südostansicht.

Bereits am 18. Oktober wurde der Bauplatz Bühl in Walkringen gekauft und Anfang 1908 begann man mit dem Bau. Die Pläne stammten mit grösster Wahrscheinlichkeit vom Thuner Stadtbaumeister der Jahre 1906-1945, Hermann Staub (*1878). Die Pläne sind noch vorhanden und werden im Stadtarchiv Thun aufbewahrt. Sie sind grösstenteils datiert, jedoch nicht signiert; auf einigen steht lediglich «Stadtbauamt Thun». Der Bau wurde derart rasch vorangetrieben, dass die

Detailpläne zu Fenstern, Türen und Geländern erst im April und Mai 1908 gezeichnet werden konnten. Schon knapp eine halbes Jahr nach Baubeginn wurde das Ferienheim am Samstag 11. Juli 1908 in Gegenwart der Baronin eingeweiht! Man vergegenwärtige sich das rasante Tempo, mit welchem dieses Projekt verwirklicht worden ist:

Anfang Oktober 1907:	Stiftungsvertrag
18. Oktober 1907:	Kauf
Anfang 1908:	Baubeginn
11. Juli 1908:	Einweihung

Einweihung
des
Ferienheims der Stadt Thun
auf dem Bühl bei Mikartswil
Samstag den 11. Juli 1908.
Programm umstehend.
Typ. Eugen Stämpfli in Thun.

Abb. 4: Einladung für die Einweihung am 11. Juli 1908.

Das Projekt wurde so rasch verwirklicht, dass die eigentliche Stiftungsurkunde erst am 18. Oktober 1908 abgefasst werden konnte. Die Baukosten beliefen sich auf rund 102'000 Franken. Dank der grosszügigen Stiftung der Baronin von Zedtwitz kostete es schliesslich die Stadt Thun lediglich rund 17'000 Franken. Als Anerkennung wurde der Baronin und ihrem Sohn Waldemar drei Tage vor der Einweihung das Thuner Ehrenburgerrecht geschenkt. Im Dezember 1910 verschied die Baronin 59-jährig in Frankfurt. Noch in ihrem Testament hat sie sich gegenüber der Stadt Thun und auch gegenüber Hilterfingen (Schloss Chartreuse) grosszügig gezeigt, indem sie beiden Gemeinden für die Armenpflege je weitere 10'000 $ vermachte.

Schon vor Walkringen wurden regelmässig Spenden für die Ferienkolonien gesammelt, die zum Teil auch für die Anschaffung von Kleidern nötig waren. 1912 machten Schüler des Progymnasiums eine Sammlung von Haus zu Haus zu Gunsten des Ferienheims und im Jahr 1913 liess die Zentralschulkommission gar einen Aufruf für Spenden zu Gunsten des von Finanznöten geplagten Ferienheims im Tagblatt abdrucken. Waldemar von Zedtwitz (*1896), der Sohn der Baronin, hat seinerseits dem Ferienheim Walkringen im Jahr 1918 mit 1'000 Franken unter die Arme gegriffen. Auch in späteren Jahren gab es noch Geldsammlungen für das Thuner Ferienheim. So fand beispielsweise im August 1922 eine Wohltätigkeitsveranstaltung statt, wie sie heute kaum mehr stattfinden könnte: Das Kursaalorchester gab in der Stadtkirche ein Wohltätigkeitskonzert zugunsten des Ferienheims.

DIE STIFTUNGSURKUNDE VOM 1.10.1908

Die Stiftungsurkunde hält in den Eingangsartikeln Folgendes fest:

Art. 1 Das Erholungsheim bezweckt die Aufnahme von zehn armen Kindern, die nach überstandener Krankheit auf ärztliche Empfehlung hin der Erholung bedürfen.

Art. 2 Das zur Leitung dieses Erholungsheims eingestellte Personal besteht aus
a) einer geschulten Pflegerin (Vorsteherin);
b) einer tüchtigen Magd.

EIN FERIENTAG AUF DEM BÜHL

Uf em Bühl heimers lustig
Uf em Bühl heimers schön.
Hei Käs und Anke
Das tuet üs so gut.
U choche das cheu si,
Es schmöckt immer gut.

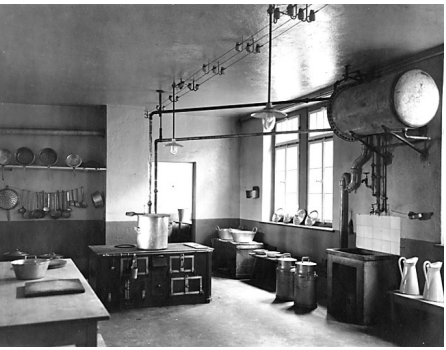


Abb. 5 und 6: Die Küche im Originalzustand und in einer Schülerzeichnung vom Herbst 1965.

So begeistert schwärmte der Drittklässler Edwin Krebs in seinem Tagebuch über die Ferienkolonie von 1946. Tatsächlich war eines der Hauptanliegen, die erholungsbedürftigen Kinder auch gut zu ernähren. Gute Ernährung wurde aber nicht erst in den Nachkriegsjahren, sondern von allem Anfang an mit einer Gewichtszunahme gleichgesetzt. So sind denn in den Akten im Stadtarchiv Thun noch Gewichts-

tabellen aus verschiedensten Epochen des Ferienheims vorhanden. So z. B. jene von 1909:

– 23 Mädchen, durchschnittliche Gewichtszunahme 1 kg bei einem Durchschnittsgewicht von 32 kg.
– 65 Knaben, durchschnittliche Gewichtszunahme 2 kg bei einem Durchschnittsgewicht von 28 kg.

Die rekonvaleszenten Kinder, für welche gemäss Stiftungsurkunde 10 Plätze im Heim speziell reserviert waren, wurden auf ärztliche Empfehlung und meist für mehrere Wochen aufgenommen. Unter den häufigsten ärztlichen Diagnosen finden sich etwa *zarte Gesundheit, Bedürfnis nach einem Milieuwechsel, Gesundheitszustand der Mutter, ungenügende Wohnung (Familie mit 6 Kindern in einer 2-Zimmer-Wohnung).*

Abb. 7: Kinderzeichnung vom Herbst 1965.

Nicht nur im Asyl, sondern auch in den Ferienkolonien konnten minderbemittelte Kinder dank der Stiftung der Baronin von Zedtwitz gratis aufgenommen werden, so z. B. in die Knabenkolonie vom Juli 1956 26 von 47 Knaben und in die Mädchenkolonie vom August 1956 33 von 55 Mädchen.

Der Tagesablauf wurde von der Heimleiterin sehr exakt strukturiert. Aus einem Leiterinnentagebuch entnehmen wir exemplarisch für Dienstag, 8. April (Osterdienstag) 1958: Schnee, kalt.

0630 Tagwache Leitung
0700 Morgenessen Leitung
0730 Tagwache Kinder, Zimmerordnung, Toilette
0830 Morgenessen: Milch, Confi, Brot
0900 getrocknete Schuhe gründlich reinigen
0915 Ämtli
1000 Kleider-Kontrolle, Spiele
1130 Mittagessen: Kartoffelstock, Fleischkäse an Sauce, Nüsslisalat
1230 freie Spiele
1330 Ruhe
1445 Marsch Knörrihubel – Käserei – Bösarni – Menziwilegg
1700 freie Betätigung
1800 Nachtessen: Haferbrei, Apfelpuré, Milch
1830 Spiele
1930 Toilette
2030 Geschichte, Licht aus

ENDE UND NEUBEGINN

Dank der zusätzlich zum Stiftungskapital gestifteten Wertpapiere der Baronin von Zedtwitz konnten über 70 Jahre lang neben den Ferienkindern immer auch jedes Jahr 10 erholungsbedürftige Kinder mehrere Wochen auf dem Bühl verbringen. Noch im Jahr 1958 warfen die Wertpapiere einen jährlichen Ertrag von rund 2'500 Franken ab.

Im Jahr 1944 hat die Stadt Thun in **Wengen** das Hotel Mittagshorn gekauft und es zu einem zweiten Thuner Ferienheim umgebaut. Da die 70 Betten in Walkringen angesichts der grossen Anmeldezahlen (oft mehr als 200 Anmeldungen) nicht genügten, war man froh um die weiteren 60 Betten in Wengen. Längerfristig hat sich die Stadt Thun damit aber eine Konkurrenzsituation zu Walkringen geschaffen, denn erstens war Wengen auch für Skilager geeignet und zweitens haftete an Wengen nicht mehr das Stigma der Bedürftigkeit. Das Ferienheim Wengen und die Tatsache, dass Klassenlager und Ferienkolonien immer weniger nachgefragt wurden, führten 1968 dazu, dass man sich überlegte, Walkringen zu einem Durchgangs- und Erholungsheim auszubauen. Ohne diese Ideen weiterzuverfolgen wurde das Ferienheim Walkringen schliesslich im Juli 1978 – 70 Jahre nach seiner Einweihung – geschlossen. Die Schliessung fiel mit der Pensionierung der langjährigen Leiterin Emma Kappeler (ab 1936 die legendäre Köchin und ab 1968 Gesamtleiterin des Ferienheims) zusammen.

Nun genehmigte der Kanton Bern die Umwandlung des zedtwitzschen Stiftungszweckes. Ein Erlös aus dem Verkauf des Ferienheims Walkringen durfte künftig entweder für den Bau des bereits auf der politischen Agenda stehenden Ferienheims **Schönried** oder aber als Einlage in einen Fonds zur Durchführung von Lagern verwendet werden. Noch vor dem Verkauf von Walkringen kaufte die Einwohnergemeinde Thun im Juni 1979 in Schönried eine Parzelle zum Preis von 780'000 Franken. Im Mai 1980 wurde das Ferienheim Walkringen zum Preis von 550'000 Franken dem Sozialwerk der Christengemeinschaft in der Schweiz verkauft, welches das Ferienheim inzwischen auch schon seit 30 Jahren als Jugend- und Tagungsstätte betreibt. Die Stadt Thun hatte mit dem Land in Schönried insofern Pech, als eine bei Vertragsschluss übersehene Dienstbarkeit ausgerechnet den Bau eines Ferienheims verbot. So musste sich Thun im Januar 1987 wieder von der Parzelle in Schönried trennen, dies immerhin bei einer Kaufsumme von 835'000 Franken. Umgehend konnte eine Ersatzparzelle in Saanenmöser gefunden werden, welche zum Preis von 499'000 Franken erworben werden konnte.

1987 ereilte auch das Ferienheim Wengen das Schicksal der Schliessung. Ferien- und Klassenlager waren inzwischen sowohl bei der Lehrerschaft als auch bei den Eltern nur noch in einem Masse gefragt, das es sinnvoll erscheinen liess, sich für Schullager bei bestehenden Institutionen einzumieten. Nach langer Suche konnte schliesslich 2008 auch ein Käufer für die Parzelle in Saanenmöser gefunden werden. Der Verkauf trug der Stadt Thun 805'000 Franken ein, von diesen durften gemäss geändertem Stiftungszweck 534'000 Franken in den Fonds zur Durchführung von Lagern eingelegt werden. Man darf also im Zusammenhang mit der zedtwitzschen Stiftung ruhig einmal den grossspurigen Begriff der Nachhaltigkeit bemühen: Die damaligen 85'000 Franken und die gestifteten Wertpapiere haben es ermöglicht, in einem eigenen Ferienheim während 70 Jahren Tausenden von Kindern, wovon einigen Hundert gratis, schöne Ferienwochen zu schenken. Am Ende ist das Kapital jedoch nicht verbraucht, sondern noch vorhanden und wird auch in Zukunft der Schuljugend von Thun zugutekommen.

WALKRINGEN HEUTE

Gemäss kantonalem Bauinventar ist das Ferienheim Walkringen heute ein schützenswerter Bau. Der Baustil lehnt sich an den malerischen Historismus des späten 19. Jahrhunderts an. Als besonders qualitätsvoll werden die geometrischen Ornamente bezeichnet (s. Abb. 12 bis 17).

Abb. 8: Flugaufnahme Lutz König.

Das Haus ist in seiner 100-jährigen Geschichte mehrmals modernisiert worden, ohne dabei jedoch die historische Bausubstanz grundlegend zu verändern. 1929 wurden beispielsweise 6 Duschen eingebaut. In den Jahren 1944-1955 wurden für insgesamt 150'000 Franken die Laube verbreitert und die Küche, der grosse Schlafsaal sowie mehrere Zimmer renoviert. Auch die Kanalisation und die Elektroinstallation mussten erneuert werden. Fas-

sade, Fenster und Jalousien wurden renoviert, ebenso die Duschenanlage. Heute bietet das Haus Platz für bis zu 80 Personen. Es wird nur an Gruppen vermietet. Diese kochen und putzen selbst. Die Betreuerpersonen können im angrenzenden Emmentaler Bauernhaus wohnen. Angepriesen wird es für Ferienkolonien mit Kindern und Jugendlichen, für Freizeiten für Erwachsene, für heilpädagogische Gruppen, als Musiklager, für Schulverlegungen etc. Der Betrieb ist auch heute nur dank eines treuen Gönnerkreises, vieler Spender und freiwilliger Helfer möglich.

Abb. 9 bis 11:
Ein Zimmer (nicht der grosse Schlafsaal) in einer Fotografie aus der frühen Zeit, eine Kinderzeichnung vom Herbst 1965 und eine Aufnahme von 2011.

Abbildungen
Abb. 1: Internet
Abb. 2: Schlossmuseum Thun
Abb. 3, 4, 5, 6, 7, 9, 10, 13,15,17: Stadtarchiv Thun
Abb. 8: Lutz König
Abb. 10, 12,14,16: Autor

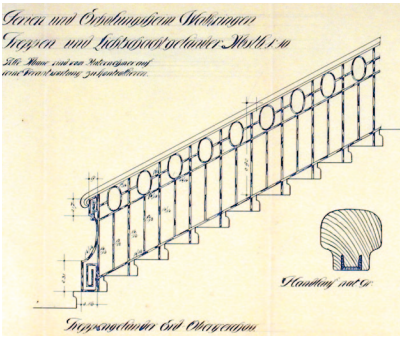


Abb. 12 und 13: Das Treppengeländer wurde exakt nach dem Plan vom Mai 1908 angefertigt.

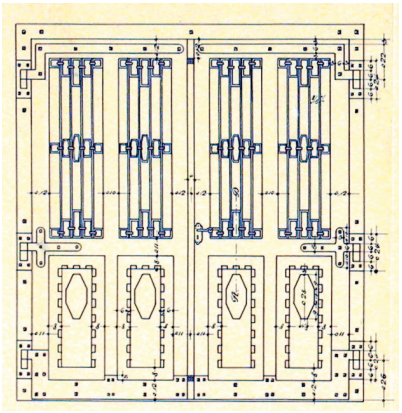


Abb. 14 und 15: Haustüre nach dem Plan vom April 1908.

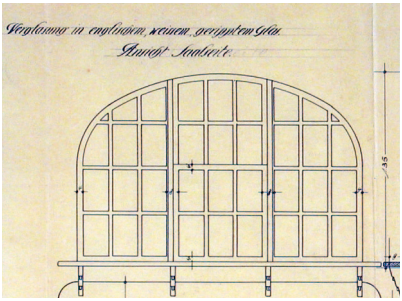


Abb. 16 und 17: Die Durchreiche von der Küche zum Esssaal nach dem Plan vom April 1908.

Turmuhren von Thun und Umgebung
1. Teil: Thun

Arthur Maibach, Einigen/Spiez

RÄDERUHREN

Die genaue Geburtsstunde der Räderuhren ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Astronomen strebten schon lange danach, ihre Himmelsbeobachtungen in einem mechanischen Modell darstellen zu können. Dieses Bedürfnis konnte aber nur ein Räderuhrwerk befriedigen. Bekannt war seit der Antike das Prinzip der Übersetzung durch verschieden grosse ineinandergreifende Zahnräder. Ebenfalls bekannt war die Antriebsenergie des Gewichtes. Dabei wird das eine Ende eines Seiles an einer gelagerten Welle befestigt, das andere Seilende an einem Gewicht (Stein). Durch Loslassen der Welle wird Energie frei, der Stein fällt und dreht die gelagerte Welle. Was noch fehlte, war eine gleichmässige «Bremse». Die Lösung des Bremsproblems lag in der Spindelhemmung. Diese vermochte das schnelle Ablaufen der Welle in gleichmässige Bewegungen zu teilen.

So war die Grundlage der mechanischen Uhren erfunden. Die drei Elemente sind: Energie = Gewicht, Räderwerk und Hemmung mit Gangregler. Die Energie treibt an, das Räderwerk vermittelt die Energie der Hemmung, die mittels des Gangreglers die Energie in gleichmässige Abschnitte unterteilt. Die kleine Turmuhr von Thun ist in der Anfangszeit der mechanischen Uhren gebaut worden. Mit der grandiosen Erfindung der Spindelhemmung mit Waagbalken begann im 13. Jahrhundert der Siegeszug der Räderuhren.

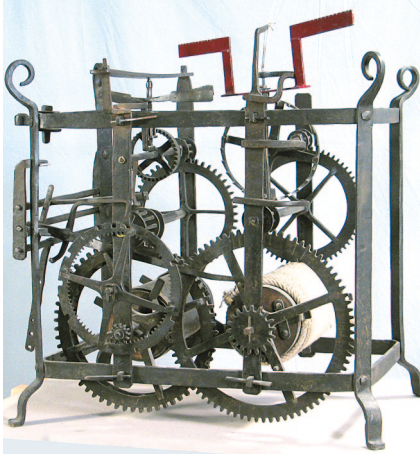
«Wie wohlgefügt der Uhren Räder tun, in voller Eile zu fliehen scheint das letzte, das erste scheint, wenn man's beschaut, zu ruh'n.»
So schrieb 1321 Dante Alighieri in seiner «Göttlichen Komödie». Also waren zu dieser Zeit die Räderuhren schon vorhanden.

Alte Aufzeichnungen weisen auf Uhren in Kathedralen und Abteien hin. So in Exeter 1248, St. Paulus in London 1286, Canterbury und Cambridge 1291. Keine dieser Uhren ist erhalten geblieben. Die Brüder Jakob und Isaak Habrecht bauten 1352 die erste Strassburger Münsteruhr mit Automaten und sehr komplizierten astronomischen Angaben.

Diese Uhren erreichten eine gute Präzision der Mechanik, jedoch musste man noch täglich Gangdifferenzen von bis zu einer Stunde am Tag in Kauf nehmen.

DIE KLEINE TURMUHR VON THUN

Wo die Uhr ihren wertvollen Dienst machen durfte, ist nicht mit absoluter Sicherheit zu erkennen. Wie ich es sehe, war die kleine Turmuhr von Thun mit grosser Wahrscheinlichkeit für einen Torturm gebaut worden. Die Uhr wurde im 16. Jh. gebaut. Das erkenne ich an ihrer Art und ihrem Aufbau. Dass die Uhr gut lief, erkenne ich an den wenigen Reparaturen, die ausgeführt werden mussten. Sie lief etwa 200 Jahre, bis Ende des 18. Jahrhunderts.



Sammlung Schlossmuseum Thun Inv. 7362 (alt: 3049).

Eine original erhaltene Turm–Waaguhr ist in der Schweiz eine Rarität. Die kleine Turmuhr von Thun wurde nie umgebaut und ist in einem sehr guten Zustand. Nur die Waag ist verloren gegangen, die aber nachgebaut und dokumentiert wurde.

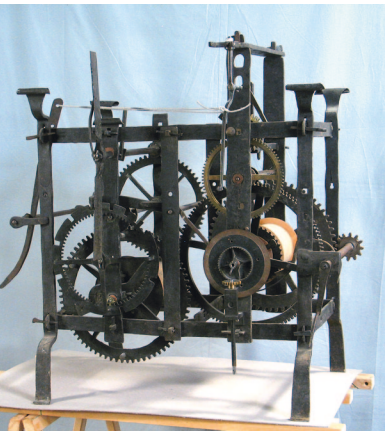
Die Uhr wurde im Juni 1922 der Historischen Sammlung im Schloss Thun geschenkt. Auf dem Inventarblatt von 1922 der Historischen Sammlung im Schloss Thun ist folgendes zu lesen: 16. Juni 1922 Nr. 3049 1 Turmuhr, vom Rathaus Thun 1585. Geschenk von Hr. Installateur Witschi in Thun. Eigentümer: V.V.T. Aufstellungsort: ?

So hätte nach dieser Aufzeichnung das Rathaus Thun 1585 eine Uhr erhalten, was mit absoluter Sicherheit nicht stimmen kann.
Entscheidend ist, dass die Uhr in dieser Zeit nie in falsche Hände kam und somit in ihrem unverfälschten Urzustand erhalten blieb.

Der Weg und die Geschichte dieser Uhr ist so spannend, dass ich die wichtigsten Daten nochmals zusammenfassen will.

um 1550	Wurde die Uhr gebaut. Sie leistete ihren Dienst mit nur geringen Reparaturen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts.
1922	Installateur Witschi verschenkt die Uhr an die Historische Sammlung im Schloss Thun.
2001	Am 18. Dezember sah ich die Uhr erstmals in einem Dépôt der Historischen Sammlung von Thun
2002	Im Mai konnte ich die Uhr zur materiellen Bestandesaufnahme in meine Werkstatt nehmen.
2003	Im Juni wurde die Uhr im Historischen Museum des Schlosses zu Thun der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.
2009	Die Uhr wird in einen klimatisch geeigneten Lagerraum des Schlossmuseums verbracht.

DIE UMGEBAUTE TURMUHR



Sammlung Schlossmuseum Thun
Inv. 11921 (alt: 2591).

Diese Uhr war, wie die kleine Turmuhr von Thun, eine Waaguhr. So wie ich es sehe, wurde diese Uhr Mitte des 16. Jahrhundert gebaut. Da gewisse Ähnlichkeiten zur kleinen Turmuhr bestehen, gehe ich davon aus, dass der Schmied, der diese Uhren baute, die gleichen Pläne hatte, oder dass der eine dem anderen «abgekupfert» hat. Es besteht aber auch die Möglichkeit, dass beide Uhren vom gleichen Schmied erschaffen wurden. Wenn dies zutreffen würde, dann wäre die umgebaute Uhr die ältere der beiden. Die Bauart mit Gehwerk und Schlagwerk nebeneinander, die Bearbeitung der Räder und die Bearbeitung des Gestells weisen auch darauf hin. Nachdem der Holländer Christian Hujgens im Jahr 1658 das Pendel als Gangregler erfunden hatte, wurden viele Uhren mit dieser neuen und sehr genauen Technik ausgerüstet. Bei diesem Umbau wurden das Zwischenrad, das Spindelrad (Steigrad) und der Spindel ausgebaut. Ein neues Zwischenrad, ein Hemmungsrad und eine Hemmung (Anker), wurden eingebaut, dazu die Aufhängevorrichtung für das Pendel und als Gangregler, das Pendel. Noch dauerte es sehr lange bis diese neue Erfindung auch in Thun bemerkt und bei einer Uhr umgesetzt wurde. Es besteht die Möglichkeit, dass diese Uhr die erste war, die in der Region Thun modernisiert wurde. Wo sie aber ihren Dienst machte, kann nicht mehr festgestellt werden. Das wichtigste aber ist, dass diese Uhr in einem recht guten Zustand erhalten blieb. Obschon zu beiden Uhren je ein Inventarblatt vorliegt, weiss ich anhand meiner Forschungen, das beide mit Vorsicht zu geniessen sind.

Die Geschichte zur Rathausuhr werde ich im folgenden Kapitel ausführlich beschreiben.

Im Zuwachsverzeichnis Schlossmuseum Thun 1934 wird die Uhr aus der Kirche Amsoldingen erwähnt. Auch dieser Hinweis des Inventarblattes Schlossmuseum Thun ist mit gewisser Vorsicht zu geniessen. Im Kapitel zur Kirche Amsoldingen werde ich die Geschichte zu dieser Uhr beschreiben. Da nur wenige brauchbare Informationen zu finden sind, wird es recht schwierig sein, die beiden Uhren einem bestimmten Gebäude zuzuordnen. Wichtig aber ist, dass beide Uhren noch vorhanden sind und die Geschichte ihrer Technik erzählen können.

DIE UHR IM RATHAUS ZU THUN

Rathaus Thun (Foto: A. Maibach).

Der (kleine) Rat billigt am 20. August 1722 «zur Anständigkeit hiesiger Stadt und damit man während der Versammlungen auch wisse, welche Zeit es sei» – die Erstellung einer Schlaguhr am Rathaus, mit Stunden und Viertel-Stunden-Schlag, von Meister Mattys, dem Uhrenmacher in Bern.

Der (grosse) Stadtrat bewilligte am gleichen Tag die Erstellung der Uhr ebenfalls, wünscht aber, wenn möglich, zusätzlich auch einen Zeiger in der Ratsstube.[1]

Aus diesem Text ist klar ersichtlich, dass im Rathaus vor 1722 noch keine Uhr war. Es wird von der «Anständigkeit» von hiesiger Stadt gesprochen, dass man während der Versammlung wisse, welche Zeit es sei und man spricht von der Erstellung einer Schlaguhr. Wenn schon eine Uhr da gewesen wäre, hätte man sicher von der alten Uhr gesprochen und eine mögliche Reparatur wäre zur Sprache gekommen. Dem war aber nicht so, der Beschluss für die erste Uhr am Rathaus war 1722.

Die Uhr wurde in Auftrag gegeben und im Rathaus eingebaut. Wann dieser Einbau stattfand, ist in den Unterlagen nicht ersichtlich. Bis zum Jahr 1725 muss sie aber schon eine gewisse Zeit gelaufen sein, denn am 3. 4. 1725 wird im Rat über Mängel der neuen Uhr geredet. Die von Meister Mattys gelieferte Uhr soll durch Meister Hans Georg Steiger, Büchsenschmied zu Steffisburg, Meister Jsaac Bernhardt und dem Thuner Stadtschlosser Dünz, im Beisein der beiden Herren Venner und des Seckelmeisters untersucht werden, um festzustellen, ob sie neu oder «nur von altem eingericht seye».[2]

Das Untersuchungsergebnis ist leider nicht erwähnt. Aber schon am 14. 8. 1725 ist wieder ein Eintrag zur Rathausuhr zu finden.

Der Seckelmeister und Spitalvogt Lohner solle die Uhr auf dem Rathaus unter Beizug des hiesigen Stadtschlossers und von Meister Schwytzer aus Bern « in Augenschein nehmen», um festzustellen, welche Mängel sie habe und ob die Fehlerursache beim Uhrenmacher oder beim Zeitrichter liege.[3]

---

[1] *Burgerarchiv Thun, Ratsmanuale 11, BAT 69, S. 358, 361.*

[2] *Burgerarchiv Thun, Ratsmanuale 11, BAT 69, S. 800.*

[3] *Burgerarchiv Thun, Ratsmanuale 11, BAT 69, S. 849.*

Am 21. 8. 1725 berichtet die Kommission: Das Pendel sei ziemlich schwach und die Gewichte dem Anschein nach zu schwer und an der Uhr sei nicht alles neu. Meister Mattys wird nach Thun beordert.[4]

Der Hinweis, dass an der Uhr nicht alles neu sei, mag daher kommen, dass zu jener Zeit Uhren umgebaut wurden. Die Erfindung des Pendels und die damit exaktere Zeitanzeige veranlasste die Uhrmacher, die alten Uhren umzubauen. So gehe ich davon aus, dass Uhren von den Türmen in die Werkstatt genommen wurden, dort mit der neuen Technik ausgerüstet, um wieder auf den Turm zu bringen. Es könnte aber auch sein, dass alte Waaguhren durch neue Pendeluhren ersetzt wurden und so die alte Uhr in Besitz des Uhrmachers ging. Da zu dieser Zeit das Eisen immer noch rar und recht teuer war, ist anzunehmen, dass solche Uhren nach dem Umbau als neue angeboten wurden. So gehe ich davon aus, dass die erste Uhr, die im Rathaus zu Thun eingebaut wurde, eine «Umgebaute» war. Der Hinweis, das Pendel sei ziemlich schwach, deutet darauf hin, dass das Wissen um die neue Erfindung noch eher gering war und deshalb ein zu schwaches Pendel montiert wurde. Die zu schweren Gewichte können auch ein Hinweis sein, dass es sich um eine nicht neue Uhr handelte. Oft wurden und werden immer noch Mängel an Uhren mit mehr Gewicht kompensiert, was zu groben Schäden an Lager und Zapfen führt.

Da in den Ratsmanualen keine weiteren Eintragungen zu den Mängeln zu finden sind, ist anzunehmen, dass die Sache erledigt worden sei, da 1726 die Rechnungen bezahlt wurden.

Schreibgebühr für Akkord mit Mr. Mattys Uhr-Macher in Bern, Waisenschreiber Stähli	*lb. 10.–*
Werkmeister Storp für seine Arbeit am Zeithäüsli auf dem Rathaus	*lb. 72.16.–*
Stadtschlosser Mr. Dünz für die Glockenhölzer in der Kirche und auf dem Rathaus und für andere Arbeiten	*lb. 61.13.4*
Maler Jacob Engemann für seine Arbeit	*lb. 76.1.4*
«Dann habe dem Mr. Mattys Blaser lauth meiner Herren mit ihme getroffenen Accord und Verdings vor ein gemachte Neüwe Uhr auf allhiesiges Rathaus bezahlt 40. Dahler tuht mit begriff 19. bz.vor einen under 2.Mahlen mit ihme Verbrauchten Trunks zusahmen an pf. x»	*lb. 162.10.8*
Dem Siechenvogt für Altmetall zu den Glocken	*lb. 45.4.8*
Mr. Samuel Aeberli für Maurerarbeiten	*lb. 13.14.8*

[1] *Burgerarchiv Thun, Ratsmanuale 11, BAT 69, S. 859.*

Tischmacher Mr. Johannes Pfister für Treppe und Türe	*lb. 25.17.4*
Samuel Bürcki für ein Glockenhammer	*lb. 3.6.8*
«Dann zahlte ich Hr. Gloggengiesser Samuel Bürcki zufolg verdings so meine Herren mit ihm getroffen von allen 3en Glögglinen so auf dem Rathaus als in der Kirche vor Materj und Arbeith, lauth der mir zu gestellten Quittanz zusammen 73 Kr. 2 bz. 1 Xer tuht an pf x»[5]	*lb. 243.12.8*

Die Rechnungen sind bezahlt, die Uhr läuft, es finden sich keine weiteren Angeben zur Uhr im Rathaus mehr.

Erst im Jahr 1883 finden wir einen Bericht im Geschäftsblatt. In der Ausgabe vom 31.3. ist zu lesen: «Die Uhren am Kirchturm und auch am Rathaus gehen oft falsch oder überhaupt nicht. Ist dadurch auch niemand an Leib und Leben gefährdet, manchem Geschäft hat es doch geschadet. Hier sollte endlich Abhilfe geschaffen werden».[6]

3. 9. 1887: Die Stadtuhren sind wieder einmal gründlich verschiedener Meinung und das Schlagwerk der Turmuhr ist sogar «streiklich» aufgelegt. Da der Zustand bereits längere Zeit andauert, erlaubte sich die Redaktion des Geschäftsblattes diese Reklamation.[7]

18. 1. 1888: Seit einiger Zeit befinden sich sowohl Kirch- als auch Rathausuhr in Widerspruch mit der richtigen Zeit, was sehr unangenehm für Geschäfte und Schulen ist. Man sollte eine Neuerstellung vornehmen. Vielleicht schickt uns der «heilige» Vater in Rom ja eine Uhr für die neue Katholische Kirche. Es wird sowieso schon nach Rom geschaut, was die Glocke geschlagen hat.[8]

Der Schreiber dieses Berichtes versuchte sein Begehren nach einer neuen Uhr Ausdruck zu verschaffen, indem er Geschäfte und Schulen zur Unterstützung braucht. So hofft er eine breite Schicht der Bevölkerung hinter sich zu gewinnen. Der zynische Teil des Schreibens ist nach Rom gerichtet. Das reformierte Thun bekundet offensichtlich Mühe mit der neuen katholischen Kirche und der «Macht» aus Rom. Papst war von 1878 – 1903 Leo XIII. Sein Pontifikat war erfüllt von dem grösstenteils erfolgreichen Bemühen, den Gegensatz zwischen

---

[5] *Rechnungsauszug aus:*
Allerhand Vermischte Rechnungen. Nr. 6 + 7. Burgerarchiv Thun.

[6] *Geschäftsblatt, Thun, 31. 3. 1883, Stadtarchiv Thun.*

[7] *Geschäftsblatt, Thun, 3. 9. 1887, Stadtarchiv Thun.*

[8] *Geschäftsblatt Thun, 18. 1. 1888,Stadtarchiv Thun.*

Kirche und politisch, kulturellen und sozialen Bestrebungen der modernen Welt zu beseitigen.

Aber auch dieser Bericht fand bei den zuständigen Behörden kein Gehör. So vergingen nochmals 17 Jahre bis zum nächsten Aufruf in der Zeitung.

1905: «Die Rathausuhr hat seit einigen Tagen wieder den Rappel. Nachdem sie einige Male statt zwölf Uhr vierundzwanzig Uhr geschlagen hat, zeigt sie nun mit konsequenter Bosheit den ganzen Tag 20 nach 6 Uhr. Es wäre nun wirklich an der Zeit, wenn auf dem verkehrsreichsten Platz der Stadt ein den Anforderungen der Zeit entsprechendes Uhrwerk aufgestellt würde».[9]

Was der Autor dieses Textes wahrscheinlich nicht wusste, war das in Thun in Sachen Rathausuhr schon etwas im Tun war. Denn am 26. Mai 1905 schrieb Fritz Huber, Uhrmacher in Thun einen Brief an die Polizeikommission Thun. Fritz Huber war seit längerer Zeit der Uhrmacher der Stadtturmuhren und somit auch für die Rathausuhr verantwortlich. Er schreibt von unverbesserlichen Störungen, dem grundschlechten Zustand der Uhr, die der Öffentlichkeit nicht mehr dienen könne. Seit Jahren wird über die Anschaffung einer neuen Uhr gesprochen. Sicher sind diesem Schreiben auch einige Gespräche vorausgegangen. Er schreibt, dass er schon vor 2 – 3 Jahren auf Ersuchen des Stadtinspektors ein Budget, Zeichnungen und Beschreibungen für eine neue Uhr zugestellt habe. Obschon die Polizeidirektion erst am 17. Oktober auf diesen Brief antwortet, brachte er einen Stein ins Rollen. Herr Fritz Huber erhielt eine Anfrage für eine Kostenberechnung und eine Beschreibung für eine neue Uhr fürs Rathaus, die er schon am 23. Oktober zustellt.

Tit. Polizeikommission Thun

Ihre geehrte Zuschrift vom 17. Diess Briefl. verdankend, gestatte ich mir hier von Gebrauch zu machen und übermittle ich Ihnen hiermit eine genaue Kostenberechnung nebst Beschreibung für eine neue Turmuhr in das Rathaus von Thun. Als Stadtuhrenrichter und Reparateur darf ich mit Recht sagen, dass ich in diesem Fach schon viele Erfahrungen gemacht habe und viele Mängel endeckt habe, und desshalb mein Hauptaugenmerk hier ausrichten würde zur Verminderung wichtiger Mängel. Habe auch während meiner Fremdenzeit in Deutschland viel Umgang mit Turmuhren gehabt.

Ich nehme mir nun daher die Freiheit mich Ihnen zur Lieferung und Montage dieser Turmuhr bestens zu empfehlen und zeichne

Mit Hochachtung, Fritz Huber Uhrmacher[10]

[9] *Täglicher Anzeiger Thun, 1. 6. 1905, Stadtarchiv Thun.*

[10] *Stadtarchiv Thun AM, 2, 2.5.1. S. 32, 2/2.*

Im Anhang folgt ein sehr ausführlicher Beschrieb über eine Turmuhr die er aus einer berühmten Turmuhren Fabrik in Morez, (Jura) beziehen würde. Der Kostenvoranschlag beträgt Fr. 1900.–.

Die Polizeidirektion von Thun forderte aber auch noch von Rudolf Wenger, Uhrmacher in Belp, eine Offerte an, der am 26. Oktober 1905 folgenden Brief verfasste:

Tit. Polizeikommission von Thun

Geehrter Herr Präsident, Geehrte Herren

Gesetzt auf Ihr geehrtes Schreiben vom 17. finden sie beigeschlossen einen Devis über Ihre Rathausuhr nebst Beschreibung.

Wie sie nun ersehen, übernehme ich die Uhrenanlage um dem Preis von Fr. 1400.– fertig und am Platze montiert. Die Uhr geht aus der Firma Prost Freres Morez Jura hervor und es ist dies eine alte rühmliche bekannte Firma. Vor bereits 5 Jahren habe in Blumenstein eine solch montiert und vor einem Jahr im Schloss Burgistein. Die Herren Fritz Huber und Emil Schär Uhrmacher in Thun, haben solche gesehen und werden Ihnen das Urteil geben können zu Werk wie Montage. Im Übrigen nehme ich an, in Thun genügend bekannt zu sein, um Ihnen hinbezüglich Gewähr zu leisten. Diese Uhr würde mir zur Reklame dienen und würde mich freuen, wenn Sie von meiner vorteilhaften Offerte Gebrauch machen würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung grüsst,
Belp 26. Oktbr 1905, R. Wenger Uhrmacher[11]

Im Anhang folgt eine sehr ausführliche Beschreibung der Uhr mit Garantie und dem Kostenvoranschlag von Fr. 1401.–.

Bevor die beiden Uhrmacher, Herr Huber aus Thun und Herr Wenger aus Belp, die Möglichkeit bekamen, eine Offerte einzureichen, wurde bei der Grossuhren-Fabrik J.G. Baer Sumiswald bereits eine Offerte mit Kostenvoranschlag eingeholt. Am 22. August 1905 verfasst Herr J. G. Baer folgende Zeilen:

Tit. Gemeindekanzlei Thun

In höfl. Erwiderung Ihres Geehrten vom 18. dies übersende Ihnen anbei Offerte über eine Turmuhr nach 2 verschiedenen Schlagarten. In Anbetracht der nur 1.Qualität sind die Preise aufs niedrigste gestellt + hoffe, Sie werden meine Offerte gütigst berücksichtigen. Wegen fortwährender Ueberhäufung mit pressanten Aufträgen ist es mir nicht möglich, eine kürzere Lieferfrist zu geben.

Hochachtend: J. G. Baer, Turmuhrenfabrik[12]
Kopie Kostenvoranschlag 2 Blätter 22. Aug.1905

[11] *Stadtarchiv Thun AM, 2, 2.6, S. 32, 2/2.*

[12] *Stadtarchiv Thun AM, 2, 2.9, S. 32, 2/2.*

Am 30. Oktober 1905 folgt ein weiterer Brief aus Sumiswald.

Tit. Gemeindekanzlei Thun

Bestätige den Eingang Ihres geehrten Schreiben vom 28. Oktober + bin ich so frei Ihnen beiliegend gewünschte Offerte zu unterbreiten. Da alles zur Herstellung nötige Material 1. Qualität ist, Räder aus bester Bronze + Triebe aus Stahl + gehärtet, kann ich Sie einer tadellosen soliden + stets sicher funktionierenden Anlage versichern. Es wird mich sehr freuen mit Ihrem geehrten Auftrag betraut zu werden + stehe zu weiteren Auskunft stets gerne zu Ihrer Verfügung.

Mit vollkommener Hochachtung, J. G. Baer, Turmuhrenfabrik[13]
Kopie 2 Blätter 30. Okt.1905

Am 15. November 1905 teilt die Polizeikommission der Finanzkommission in einem Brief folgendes mit:

Titl. Finanzkommission in Thun

Für die Bestellung einer neuen Rathaus Turmuhr sind folgende drei Offerten mit detaillierten Kostenvoranschlägen eingereicht worden:

1. F. Huber Uhrmacher in Thun zu Fr. 1900.– Garantie 3 Jahre
2. Rud. Wenger Uhrmacher in Belp zu Fr. 1401.– Garantie 6 Jahre
3. J. G. Baer Turmuhrenfabrik Sumiswald zu Fr. 1500.– Garantie 10 Jahre.

Die Commission ist der Ansicht, dass die Uhrenfabrik Sumiswald die beste Garantie biete und jedenfalls die Lieferung zur besten Zufriedenheit ausführen werde. Es wird deshalb beschlossen der Finanzkommission zu beauftragen, die Lieferung der Turmuhr der Firma J. G. Baer in Sumiswald zu beauftragen, zu Handen des Gemeinderates.
Da diese Firma für Montage und Transport einen ziemlich hohen Posten (Fr. 230.–) angesetzt hat, möchte doch der Versuch gemacht werden, dass dieselbe das alte Werk zu einem annehmbaren Preise übernimmt, damit das selbe nicht als altes Metall zu einem geringeren Erlös verwertet werden muss.

Namens der Polizeikommission[14]

Am 25. November 1905 kann Herr Baer, der Gemeindekanzlei von Thun schon Antwort auf den Brief vom 22. November geben.

Titl. Gemeindekanzlei Thun

In höflicher Erwiederung Ihres geehrten Schreibens vom 22. Nov. teile ich Ihnen ergebenst mit, dass ich für Montage + Transport einer solchen Uhr gewöhnlich Frk. 150.– rechne. Da ich aber eventl. Zimmermannarbeiten auf mich übernahm, so hatte ich diese eventl. Ausgaben mit Frk. 80.– zu der Montage geschlagen. Es ist dies zur Fürsorge geschehen, um nicht der Gemeinde für unvorhergesehenes noch kl. Nebenausgaben

[13] *Stadtarchiv Thun AM, 2, 2.12, S. 32, 2/2.*

[14] *Stadtarchiv Thun AM, 2, 2.7, S. 32, 2/2.*

aufbürden zu müssen wie dies ja oft der Fall ist von anderen Konkurrenten. Ich bin nun geneigt Ihnen entgegen zu kommen, diesen Posten um Frk. 50.– zu reduzieren, so dass sich der Gesammtpreis der Anlage fertig erstellt auf Frk. 1450.– stellt, + ist die Gemeinde von jeder weitigen Ausgabe verschont ist.

Ich gebe zu, dass Sie vielleicht punkto Kostenpreis günstigere Offerten haben mögen, bezweifle aber sehr, ob auch punkto Qualität + Ausführung. Da meine Konkurrenten bedeutend älter sind als ich + Ihnen meine Konkurrenz nicht angenehm ist, so kommt es denselben nicht darauf an durch billigere Eingaben mir die Konkurrenz zu erschweren. Um so mehr befleisse ich mich aber um tadellose Werke zu erstellen + versichere ich Sie, Sie mit einem tadellosen, soliden + exakt funktionierender Anlage zu befriedigen. Dass dies mein Anstreben ist, beweisen die sich stets steigenden Aufträge auf diesem Gebiet. Seit ich Ihnen mein Prospekt zugesandt sind mir noch folgende Uhren bestellt worden: Kirche Niederbipp, Ottomanische Bank in Konstantinople, Kirche in Beyronth (Spanien) dess eidg. Münzgebäude Bern, Schulhaus Ried.

In der angenehmen Hoffnung, Sie werden mit meiner Preisreduktion zufrieden sein, wird es mich sehr freuen, wenn auch Sie mir Ihr Zutrauen schenken + mich mit Ihrem werten Auftrage beehren wollen.

Mit vollkommener Hochachtung, J. G. Baer, Turmuhrenfabrik[15]

So wie es aus dem nächsten Brief von Herr Baer zu entnehmen ist, wollten die Thuner immer noch die alte Uhr loswerden und das nicht gratis.

Uhrwerk der Rathausuhr (Foto: A. Maibach).

[15] *Stadtarchiv Thun.*

Sumiswald, den 4. Dezember 1905

Titl. Gemeindekanzlei Thun

In höfl. Erwiederung Ihres Geehrten vom 1. Dez. mache ich Ihnen die ergeben Mitteilung, dass ich mit dem alten Uhrwerk nichts anfangen kann als wieder verkaufen zum alten Eisenwert, wofür höchstens ca. Frk. 6.– erhalten werde. Es ist selten der Fall, dass man vom Gestell hie + da einige Stücke zu Schmiedearbeit verwenden kann. Ich bin schon öfter in den Fall gekommen die alten Werke anzunehmen, wofür Frk. 20.– bis 30.– bezahlte. Ich hoffe Ihrem Wunsch entgegenzukommen zu sein, wenn ich Ihnen Frk. 30.– offeriere für das alte Werk, was für mich gleichviel bedeutet als eine weitere Reduktion des Preises der somit auf Frk, 1420.– fällt. – Ich glaube nun mein Möglichstes getan zu haben, um Ihnen möglichst entgegen zu kommen + hoffe deshalb auf ihre werte Bestellung rechnen zu dürfen.

Mit Wertschätzung zeichnet: J. G. Baer, Turmuhrenfabrik[16]

Das war der letzte Brief, der erhalten ist. Die Uhr wurde von der Firma Baer in Sumiswald geliefert und montiert. Die Turmuhr ist noch heute nach einigen Umbauten im Rathaus zu Thun im Einsatz.

DER ZEITGLOCKENTURM

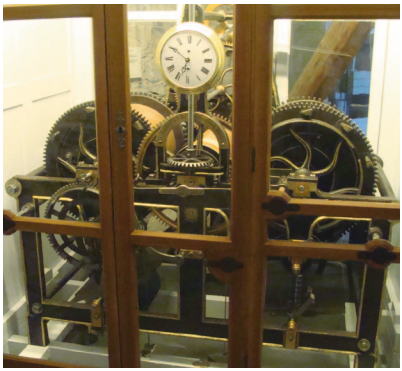
Die erste Uhr in Thun war mit grosser Wahrscheinlichkeit auf dem Zeitglockenturm. «Der Zugang zur Stadt führte durch ein Stadttor, den Zeitglockenturm. Er wird bei seiner ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 1308 bereits porta antiqua, altes Tor, genannt. Nach der Erweiterung der Stadt blieb er erhalten und wurde erst im 19. Jahrhundert abgebrochen».[17] In einem Zeitungsbericht des Oberländer Tagblatts vom 15. 6. 1946 ist in einem Artikel über die Uhrenherstellung in Thun Folgendes zu lesen: «Der Torturm beim befestigten Brückenkopf Sinne, 1358 angebaut an das Gasthaus, zum Löwen, erhielt die erste Uhr.

STADTKIRCHE

Die heutige Stadtkirche wurde am 26. Oktober 1738 eingeweiht. Was aber zu dieser Zeit für eine Uhr eingebaut wurde, ist aus den mir zur Zeit bekannten Unterlagen nicht ersichtlich. Es muss aber eine Uhr gewesen sein, die nicht immer zur vollen Zufriedenheit der Bewohner

[16] *Stadtarchiv Thun.*

[17] *Peter Küffer, Thun 1881, Verlag Krebser Thun.*



Uhrwerk der Stadtkirche Thun (Foto: A. Maibach).

zu Thun dienlich war. So berichtete das Geschäftsblatt vom 31. 3. 1883 folgendes: «Die Uhren am Kirchturm und auch am Rathaus gehen oft falsch oder überhaupt nicht. Ist doch dadurch auch niemand an Leib und Leben gefährdet, manchem Geschäft hat es doch geschadet. Hier sollte endlich Abhilfe geschaffen werden».[18] Der Erfolg von diesem Schreiben brachte leider noch keine Besserung, so dass das Geschäftsblatt nochmals reklamieren muss. Am 3.9. 1887 konnte man diese Zeilen lesen: «Die Stadtuhren sind wieder einmal gründlich verschiedener Meinung und das Schlagwerk der Turmuhr ist sogar streiklich aufgelegt. Da der Zustand bereits längere Zeit andauert, erlaubte sich die Redaktion des Geschäftsblattes diese Reklamation».[19] Noch dauerte es aber weitere 10 Jahre bis die Stadtkirche zu einer neuen Uhr kam. Die neue Turmuhr der Firma Mannhard, München, wurde 1897 eingebaut. Auch diese Uhr hat schon seit längerer Zeit ihren Dienst aufgegeben, ist aber museal in der Kirche ausgestellt.

Der 2. Teil des Beitrags zu den Turmuhren in Uetendorf, Amsoldingen, Spiez, Reutigen und Erlenbach erfolgt im Jahresbericht 2012.

[18] *Geschäftsblatt Thun, 31.3.1883.*

[19] *Geschäftsblatt Thun, 3.9.1887.*

Die Ableitung der Kander in den Thunersee

Fred Heer, Steffisburg

EINLEITUNG

Vor ihrer Ableitung in den Thunersee floss die Kander, welche sich unterhalb von Wimmis mit der Simme vereinigt, entlang dem Strättlighügel durch das heutige Glütschbachtal in den Raum Allmendingen und von dort weiter über die Thuner Allmend um dann, genau gegenüber der Mündung der Zulg, in die Aare zu münden.

Kander, Simme und Zulg sind als Gebirgsgewässer starken Schwankungen des Wasserstandes unterworfen und führen zudem viel Geschiebe mit sich. Wie zahlreiche Notizen aus der Zeit vor und nach der Ableitung zeigen, traten die Hochwasser vor allem im Hoch- und Spätsommer, bei Gewittern und heftigen Regenfällen, auf. Das Geschiebe von Kander und Simme füllten das Glütschbachtal und den Flusslauf über die Thuner Allmend immer wieder auf und die Kander trat regelmässig über ihre Ufer. Darunter litten besonders die Bewohnen von Allmendingen, Thierachern und Uetendorf. Bei ihrer Einmündung in die Aare stiessen Kander und Zulg ihre Schuttfächer gegenseitig auf und stauten so die Aare, welche diese Riegel nicht immer rasch genug wegräumen konnte. Das führte zu einem Rückstau und damit zu Überschwemmungen in Thun. Neben den direkten Schäden, welche aus den Hochwassern entstanden, litten die Gemeinden zwischen Thun und Bern aber auch unter den gewaltigen Aufwendungen, welche sie aus dem Unterhalt der Ufer, der sogenannten Schwellenpflicht, zu tragen hatten.

Das Einzugsgebiet von Kander und Simme umfasst rund 1'120, das der oberen Aare bis zu ihrem Ausfluss aus dem Brienzersee rund 1’130 Quadratkilometer.[1] Während sich das Wasser der oberen Aare und der Lütschine auf den Brienzer- und Thunersee verteilen kann, floss das Wasser von Kander und Simme vor ihrer Ableitung unterhalb von Thun direkt in die Aare. Das hatte zur Folge, dass bei Hochwasser grosse Flächen von Siedlungs- und Landwirtschaft-Gebiet bis hinunter nach Bern und sogar weiter bis in den Aargau unter Wasser gerieten. Die damit verbundene Versumpfung führte auch zur Verbreitung des gefürchteten Sumpffiebers (Malaria) und damit zu weiteren Leiden der betroffenen Bevölkerung.

[1] *Grosjean, Seite 23.*

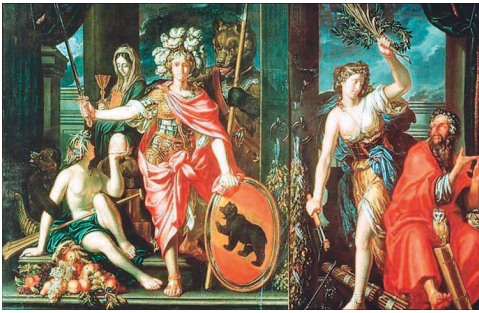


Abbildung 1: Allegorische Darstellung der Republik Bern, Joseph Werner, 1682.

Der Lauf von Gewässer wurde schon im Mittelalter beeinflusst, aber diese Korrektionen geschahen nur im kleinen, lokalen Rahmen. Erst die Aufklärung und die damit verbundene wissenschaftlich-technische Forschung und Entwicklung erlaubte es, Naturkatastrophen nicht mehr nur als Schicksal zu begreifen, sondern als kontrollierbare Störung eines Systems und die neu entstehenden, moderneren Staatswesen verfügten, zusammen mit den finanziellen Mitteln, über die überregionalen Entscheidungs- und Handlungskompetenzen. So begannen zu Beginn des 18. Jahrhunderts für Bern eine dynamische Periode und der selbstbewusste Aufstieg zu jener stolzen Höhe, welche es seit seinem Untergang 1798 nie mehr erreicht hat (Abbildung 1). Vor diesem Hintergrund muss man heute das für seine Zeit gewaltige Unternehmen sehen.

DIE VORGESCHICHTE

Abbildung 2: Ausschnitt aus der Schweizerkarte Karte von AegidiusTschudi, ca. 1:900'000, 1585.

Ein Plan zur Ableitung der Kander in den Thunersee existierte schon vor 1680 und scheint bei den betroffenen Gemeinden Allmendingen, Thierachern und Uetendorf aufgekommen zu sein.[2] Ob man sich dabei durch Landkarten des 16. Jahrhunderts, welche fälschlicherweise die Kander direkt in den Thunersee fliessen lassen, wie etwa die Karten von Aegidius Tschudi (Abbildung 2) oder Johannes Stumpf, inspirieren liess oder ob die nie von durch Menschenhand vorgenommene Ableitung der Lütschine in den Brienzersee als Vorbild diente, bleibt bis heute ungeklärt.

Im Dezember 1698 legten die betroffenen Gemeinden am Thunersee und von Thun bis hinunter nach Belp dem Rat eine Eingabe vor, in

[2] *Vischer und Fankhauser, Seite 16.*

welcher sie die «Gnädigen Herren von Bern» untertänigst baten, die Kander in den Thunersee zu leiten. Wie es scheint stand Samuel Bodmer (1652–1724), der spätere Leiter der Arbeiten am Kanderdurchstich, als treibende Kraft hinter dieser Eingabe. Er hatte 1695 das Bürgerrecht und das Schlossgut von Amsoldingen erworben. Damit stand er in Nachbarschaft zu den betroffenen Gemeinden und hatte deren Not vor Augen. Es fällt auf, dass die Idee zur Ableitung der Kander in den Thunersee drei Jahre nach seiner Wohnsitznahme in Amsoldingen konkrete Formen annahm. Samuel Bodmer entstammte einer wohlhabenden, erst 1614 in Bern eingebürgerten Zürcher Familie, und hatte als Sohn der Mühlenbesitzer in Bern vorerst das Bäckerhandwerk erlernt. Als Herrschaftsherr zu Amsoldingen bezog er seine Einkünfte aus seinem Gut und der dortigen Mühle und das erlaubte ihm, sich aus Freude ganz der Feldmesskunst zuzuwenden. Diese hatte er vermutlich im Berner Artilleriekorps erlernt, in welchem er als Geschützleutnant eine der wenigen Offiziersstellen bekleidete. Bodmer war aber nicht Berufsoffizier und hatte auch nie in fremden Kriegsdiensten gedient. Die Obrigkeit schätzte ihn sehr, da er für sie ohne oder nur für eine geringe Entschädigung arbeitete. Um 1700, nachdem er einige kartografische Arbeiten ausgeführt hatte, erhielt Bodmer vom Staat eine Anstellung als «obrigkeitlicher Feldmesser» und den Auftrag, die rund 1'100 Kilometer lange Grenze der Republik Bern aufzuzeichnen. So entstand zwischen 1706 und 1717, unterbrochen durch die Arbeiten am Kanderdurchstich, ein gewaltiges kartografisches Werk, das sogenannte «Marchenbuch», drei ungleiche Bände samt einem Kommentarband.

Die oben erwähnte Eingabe von 1698 enthielt lediglich ein Konzept zur Ableitung der Kander in den Thunersee. Dieses sah vor, die Kander an jener Stelle abzuleiten, an welcher ihr Lauf dem See am nächsten war. Dieser Punkt war im Gelände leicht auszumachen, denn in der Nähe der Burg Strättligen beträgt diese Distanz nur rund 600 Meter.

Um die Eingabe zu prüfen bestimmte der Rat am 20. Dezember 1698 eine Kommission bestehend aus dem heimlichen Rat von Graffenried, dem Bauherrn von Wattenwyl und dem Venner von Graffenried.[3] Schon während den Untersuchungen der Kommission meldete sich eine starke Opposition gegen das Projekt. Die Stadt Thun, die damals etwas mehr als 1000 Einwohner zählte, bat dringend vom Vor-

[3] *Grosjean, Seite 25.*

haben abzusehen. Thun habe keine «lebendigen Brunnen» (Quellen) und müsse daher ihr Trinkwasser der Aare entnehmen. Dieses werde durch die «schmutzigen Kanderwasser» gefährdet. Die noch grössere Gefahr bestehe aber darin, dass der Wasserzufluss der Kander den See zum Steigen bringe und die Stadt, zusammen mit Schadau und Scherzligen, überschwemmt werde. Um das zu verhindern müsste der Abfluss der Aare aus dem See verbessert werden und die damit verbundene Entfernung der Schwellen hätte unweigerlich den Ruin der Mühlen und der am Fluss liegenden Gewerbe zu Folge. Strättligen gab zu bedenken, dass durch den Durchstich die Strasse zwischen Thun und Spiez bei Einigen unterbrochen würde und die Amtsleute von Interlaken und Unterseen sahen durch die Ableitung die Fischerei im Thunersee bedroht. Es sollte sich zeigen, dass vor allem die Befürchtungen von Thun mehr als nur berechtigt waren…

Trotz dieser Bedenken war der Bericht der Kommission, welcher im April 1699 dem Rat vorgelegt wurde, positiv. Er hält fest, dass die Ableitung machbar sei. Den für Thun entstehenden Gefahren könne durch entsprechende bauliche Massnahmen begegnet werden. Dazu würden Veränderungen an den bestehenden Schwellen und notfalls ein Hochwasser-Entlastungskanal vom Seeausfluss bis unterhalb der Stadt, gehören (ein Hochwasser-Entlastungsstollen wurde 2010 in Betrieb genommen!). Beruhigend wies die Kommission darauf hin, dass sich bei Hochwasser die Wassermassen der Kander im See verteilen und nicht auf einmal abfliessen würden.

Obwohl die Kommission das Unternehmen positiv empfahl, traten Verzögerungen ein, denn nach dem kleinen Rat verlangte nun auch der Rat der 200, dass ihm das Geschäft vorgelegt werde. In seiner Sitzung vom 14. Februar 1700[4] verlangte dieser ein weiteres Gutachten, in welchem die Abflussverhältnisse in Thun genauer unter die Lupe zu nehmen seien. Dazu bestimmte er eine zweite Kommission. Erst drei Jahre später, im April 1703, lieferte diese Kommission, welche lediglich aus dem Ratsherrn von Graffenried und dem Venner Willading bestand, endlich ihren Bericht ab. Die zweite Kommission fand keine neuen Erkenntnisse und vertrat daher ebenfalls die Auffassung, die Ableitung sei machbar.

Trotz den zwei positiven Gutachten schlief das Geschäft wieder ein bis es 1710, nach dem Amtsantritt von Johann Friedrich Willading

[4] *Grosjean, Seite 26.*

(1641–1718) als Schultheiss von Bern, wieder neuen Auftrieb erhielt. Willading war seinerzeit Mitglied der zweiten Kommission gewesen und trieb nun, dank seiner neuen Funktion, das Vorhaben energisch voran. Dazu wurde eine dritte Kommission gebildet. Neben den Ratsherren Tscharner dem Älteren, Frisching und Tscharner dem Jüngeren wurden der Schultheiss von Thun, Landvogt von Werdt, Werkmeister Dünz und Hauptmann Gross in diese Kommission abgeordnet. Als Experten sollten Samuel Bodmer, der hier zum ersten Mal amtlich im Zusammenhang mit der Ableitung der Kander genannt wird und der zufällig im Lande anwesende Ingenieur «Morotin» die dritte Kommission unterstützen. Hinter dem Namen «Morotin» steckt der aus Cerentino im Tessin stammende Pietro Morettini (1663–1773), einer der führenden Militäringenieure seiner Zeit. Er hatte als leitender Festungsbauer in Frankreich unter Vauban und später, in den Niederlanden, unter Coehorn gearbeitet. Anschliessend stand er im Dienste der Inneren Orte und der Stadt Luzern. Zwischen 1707 und 1708 schaffte er mit dem «Urner Loch» bei Andermatt den ersten Tunnel einer Alpenstrasse. Morettini beschloss seine Karriere als Professor für Kriegsingenieurwesen im Dienste der Republik Genua. Emanuel Gross (1681–1742) wurde 1710 in den Rat 200 gewählt. Er hatte zuvor in Italien Mathematik und Ingenieurkunst studiert. Gross diente in Preussen als Genie-Hauptmann und als Oberstleutnant im II. Villmergen-Krieg als Geniechef der Republik Bern. Er starb 1742, im Dienste des Herzogs von Modena als Kommandant und Gouverneur der Festung Mirandola, an den Folgen eines Sturzes vom Pferd. Weil sich damals ein Militäringenieur oder Genie-Offizier viel mit dem Bau von Schanzgräben und Brücken befassen musste steht fest, dass diese dritte Kommission, der mit Dünz auch der Werkmeister der Bauhütte am Berner Münster angehörte, über einen ganz erheblichen Sachverstand verfügte. Die Kommission hatte noch einmal die technische Machbarkeit der Ableitung zu prüfen, ein Projekt auszuarbeiten und die Kosten zu berechnen.

DAS PROJEKT

Bei den Begehungen der dritten Kommission im Spätherbst 1710 fand diese nichts anderes als die bereits bekannten Fakten. Sie beurteilte das Vorhaben ebenfalls als machbar und erarbeitete gemeinsam das Projekt. Samuel Bodmer zeichnete dazu einen Plan in der Grösse von 105 x 126 cm und im Massstab von etwa 1:15'000, der die Gegend zwischen Spiez und Uttigen mehr bildhaft als genau dargestellt (Ab-

bildung 3). Dieser Plan mit der Überschrift «Plan und Grundriss von dem sogenannten Cander-Wasser» umfasst sieben Punkte:

Abbildung 3: Das Projekt für den Kanderdurchstich, Ausschnitt aus dem Plan von Samuel Bodmer, 1710.

- der alte Lauf von Kander und Aare
- der vorgeschlagene Durchstich bei Einigen
- ein Längen- und ein Querprofil des Durchstichs
- eine Detailkarte von Thun
- eine, allerdings nur schwach angedeutete, Korrektion der Aare zwischen Thun und Uttigen
- ein Haupttext, der ausführlich die Herkunft der Kander und ihrer Zuflüsse beschreibt, auf die Hochwasserprobleme eingeht und mit der Versicherung endet: «Dieser Plan zeigt daher alle hierfür nothwendigen Werke und wie solches ins Werk gesetzt werden könnte. Alles auf Befehl der hohen Landesobrigkeit, im Dezember 1710 durch deren allerunterthänigsten und gehorsamsten Diener Samuel Bodmer, Geometra»
- eine Vignette mit stolzem Berner Bär und einem Vers.[5]

Beim Haupttext handelt es sich nicht um eine Projektbeschreibung, sondern lediglich um eine rudimentäre Übersicht. Aus dem Plan geht aber deutlich hervor, dass Bodmer und seine Kollegen neben dem Durchstich bei Einigen auch Verbesserungen am Lauf der Aare im Raum Thun und sogar bis hinunter nach Uttigen vorsahen!

Der Kostenvoranschlag[6] umfasste folgende Aufwendungen:

– Erdbewegungen	35’107 Taler
– Steinerne Strassenbrücke bei Einigen	3’000 Taler
– Landbedarf	1’750 Taler
– Versetzung der Mühlen in Thun	2’000 Taler
– Allerhand Werkzeug	1’000 Taler
– Überführung des Gesigenbach über die Kander	500 Taler
– Verschiedenes wie Sprengung von Fels, Tieferlegung der Schwellen in Thun etc.	2’000 Taler
Total	45’357 Taler

[5] *Staatsarchiv Bern, Plan Bodmer, 1710.*

[6] *Staatsarchiv Bern, Protokoll Kander-Direktorium, Band 1, Seite 64.*

Neben diesen Aufwendungen sah der Kostenvoranschlag aber auch einige Erträge vor. Eine ganze Reihe von Gemeinden hatte Beiträge in Form von Geld oder in der Stellung von Arbeitskräften zu liefern, und das alte, nach erfolgter Ableitung trockengelegte Kanderbett sollte vermessen, parzelliert und verkauft werden.

– Beiträge des Landvolks	8’776 Taler
– Verkauf des Kandergrunds	7'000 Taler
Total	15’776 Taler
Ausgabenüberschuss	29’581 Taler

An diesem Kostenvoranschlag fallen drei Punkte auf:
– von den Arbeiten zur Verbesserung am Abfluss in Thun ist, mit Ausnahme der Andeutung in der Rubrik «Verschiedenes», nichts oder nur wenig gesagt
– lediglich in einem Nachsatz wird darauf hingewiesen, dass die Verbreiterung des äusseren Stadtgrabens, d.h. der heutigen Äusseren Aare, weitere 12'000 Taler kosten würde[7]
– Aufwendungen für einen Kanal zwischen Thun und Uttigen fehlen gänzlich.

Das Längenprofil auf dem Plan zeigt, dass die Flachstrecke auf einer Länge von etwa 250 Meter durch den Durchstich und 90 Meter weiter bis zur Geländekante führt. Dann folgt eine rund 230 Meter lange Steilstrecke bis hinunter zum Seeufer. Für die Flachstrecke war ein Gefälle von etwa 0.8 Prozent vorgesehen, dagegen wurde die Steilstrecke mit einem Gefälle von etwa 23 Prozent geplant!

Das Querprofil zeigt, dass mit einer Tiefe von rund 50 Meter gerechnet wurde und für die Böschungen offenbar drei Varianten zur Diskussion standen (120, 85 und 73 Prozent). Die im Kostenvoranschlag aufgeführte Kubatur lässt abschätzen, dass sich die Kommission für 120 Prozent und damit für den steilsten Böschungswinkel entschieden hatte. Das ergibt ein Aushubvolumen von rund 310'000 Kubikmeter.[8] Weder der Plan von Bodmer noch der Kostenvoranschlag geben Hinweise über die Gestaltung der Steilstrecke. Es fehlen Aushubarbeiten oder bauliche Massnahmen wie z.B. Schwellen, die vor Erosion schützen würden. Offenbar gingen die Projektverfasser davon aus, dass sich die Kander ihr Bett selber graben und sich ihr Lauf nicht stark eintiefen werde.

---

[7] *Staatsarchiv Bern, Protokoll Kander-Direktorium, Band 1, Seite 64.*

[8] *Vischer und Fankhauser, Seite 20.*

Das Projekt der Ableitung der Kander in den Thunersee bestand also von Anfang an aus drei Teilen:
– dem Durchstich bei Einigen
– den Verbesserungen am Lauf der Aare in Thun
– der Korrektion der Aare zwischen Thun und Uttigen.

Über die Reihenfolge der Ausführung wurde offenbar nicht oder nur wenig gesprochen. Die Frage, ob man sich darüber nicht im Klaren oder nicht einig war, bleibt unbeantwortet. Die Obrigkeit legte die Priorität in der Folge auf den Durchstich.

DER BAU

Am 11. Februar 1711 fasste der Rat der 200 mit 137 gegen 8 Stimmen den Beschluss zur Ableitung der Kander in den Thunersee. Auslöser war ein erneutes Hochwasser in Thun. Mit der Leitung des Unternehmens wurde ein vierköpfiges «Kander-Direktorium» betraut. Dieses bestand aus den Ratsherren Tscharner dem Älteren, Frisching und Tillier sowie dem Alt-Spitalmeister Samuel Jenner. Als «General-Verteiler und Aufseher der Arbeit» wurde Samuel Bodmer mit der Bauleitung betraut.

Trotz erneutem Protest der Stadt Thun wurden die Arbeiten am Durchstich im April 1711 aufgenommen. Im Strossenbau, dem damals typischen Abbauverfahren im Bergbau, wurde von der Kanderseite her der Strättlighügel treppenförmig abgetragen (Abbildungen 4a und 4b). Der ganze Betrieb war militärisch organisiert. Bodmer verfügte über einen Stab zu welchem Vorarbeiter (Korporale) und Facharbeiter, Feldprediger und Fähnrich, Spielleute, Profossen (damals im Militär die für Strafver-

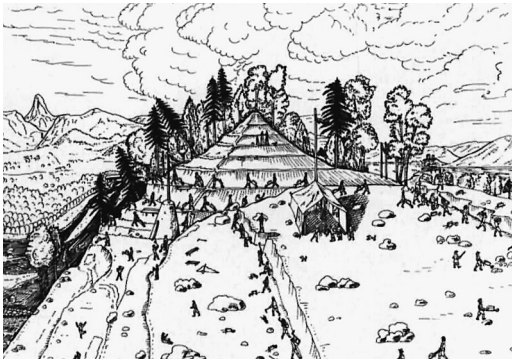


Abbildung 4a: Zeichnung von T. Bürgin nach dem zeitgenössischen Ölgemälde skizziert.

Abbildung 4b: Die Arbeiten am Kanderdurchstich, zeitgenössisches Ölgemälde, Künstler unbekannt.

folgung und Strafvollstreckung zuständigen Chargen) und Wächter gehörten.[9] Die Arbeitskräfte waren in vier Kategorien unterteilt:

– Vorarbeiter und Spezialhandwerker (12 bis 24 Mann)
– gedingte Taglöhner (200 bis 300 Mann)
– von den Gemeinden gestellte Fronarbeiter (50 bis 80 Mann)
– «arme Leute» (60 bis 100 Personen).

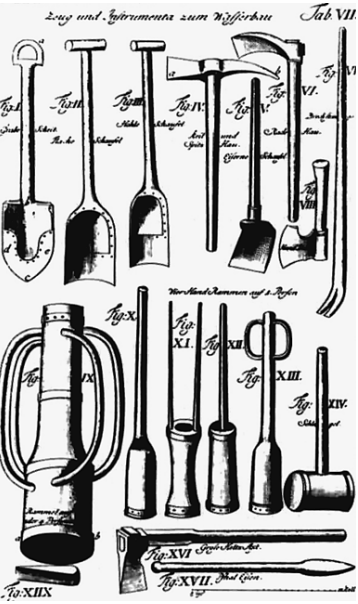


Abbildung 5: Werkzeuge: «Zeug und Instrumente zum Wasserbau», nach Jacob Leupold, 1724.

Unter den Spezialhandwerkern finden wir Mineure und Bergknappen aus den Blei- und Silber-Bergwerken von Trachslauenen im hinteren Lauterbrunnental. Die gedingten Taglöhner wurden, wie die Vorarbeiter und Spezialhandwerker, von Bodmer rekrutiert, angestellt, besoldet und verpflegt. Die von den Gemeinden gestellten Fronarbeiter, die «Ehrentauwner», mussten von Bodmer nicht besoldet sondern nur verpflegt werden. Unter den «armen Leuten» finden wir vom Staat und den Gemeinden geschickte Sträflinge und Landstreicher, Ausländer und Schweizer aus allen Kantonen, Deserteure aus verschiedenen Armeen, Frauen und sogar Kinder.

Auch der Tagesablauf war militärisch organisiert: Arbeitsbeginn jeweils mit zwei Trommlern, einem Hautbois-Bläser und dem Fähnrich. Der Feldprediger sollte mit einem kurzen Gebet dafür sorgen, dass Gott die Menschen und das Werk beschützte und der Stockmeister (Profos) war für die Disziplin zuständig.

Gemäss den Instruktionen des Kander-Direktoriums wurde von 5 Uhr morgens bis 19 Uhr abends mit Verpflegungspausen von 7 bis 8 und von 12 bis 13 Uhr, total also während 12 Arbeitsstunden, gearbeitet.[10] Dafür erhielt ein Taglöhner 3 Batzen pro Tag.

Ebenfalls pro Tag wurde die gesamte Mannschaft von Bodmer mit 1 Ration Mus und 1 Ration Brot verpflegt. Dazu durfte er einen Bäcker anstellen und die nötigen Lieferungen kamen aus den Kornhäusern von Bern. Ausserdem war es Bodmer gestattet, Käse, Milch, Wein, Ta-

[9] *Grosjean, Seite 30.*

[10] *Grosjean, Seite 30.*

bak und Branntwein zu bescheidenen Preisen abzugeben. Fremde Händler wurden dagegen auf dem Bauplatz nicht geduldet.

Mit grossem Einsatz und bescheidenen Mitteln wurde bis Ende Oktober 1711 gearbeitet. Baumaschinen gab es damals noch keine. Für den Abbau kamen Schaufeln, Pickel und Hauen zum Einsatz (Abbildung 5) und für den Abtransport wurden Schubkarren und Tragen verwendet (Abbildung 6). Im Winter ruhte die Arbeit, aber zum Aufräumen, für Spezialarbeiten und zum Bewachen der Material-Magazine blieb ein Détachement auf der Baustelle.

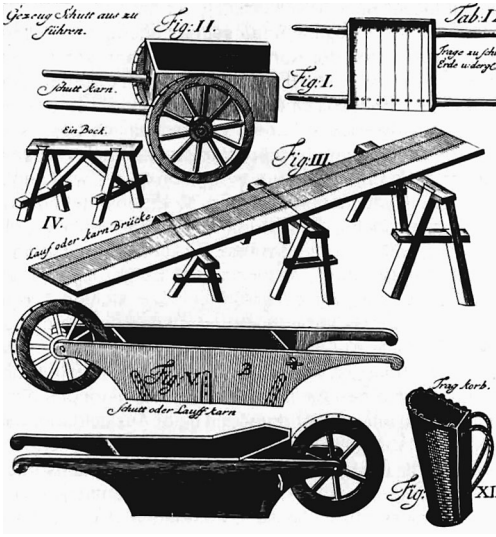


Abbildung 6: Transportmittel: «Gezeug Schutt aus zu führen», nach Jacob Leupold, 1724.

Ab April 1712 waren wieder 7 Korporalschaften, rund 400 Mann und der Stab, im Einsatz. Aber bereits im Mai wurden die Arbeiten wegen dem zweiten Villmergenkrieg (Konflikt in der Eidgenossenschaft, der vom April bis zum August 1712 dauerte. Auf der einen Seite standen die katholischen «Inneren Orte» und der Fürstabt von St. Gallen, auf der anderen Seite die reformierten Orte Bern, Zürich und Genf sowie die Untertanen des Fürstabts im Toggenburg. Er endete mit dem Sieg der Reformierten und brachte eine Neuordnung der politischen Verhältnisse). Bodmer musste mit seinen Leuten auf den Brünig, um dort Feldbefestigungen gegen die Inneren Orte zu erstellen. Wie schon im Winter zuvor blieben nur wenige Leute zur Bewachung auf der Baustelle zurück.

Aber auch nach dem im August 1712 geschlossenen Frieden ruhten vorerst die Arbeiten. Dafür verantwortlich war Alt-Spitalmeister Samuel Jenner (1653-1720), ein Mitglied des Kander-Direktoriums, der Zweifel an der Richtigkeit des Vorgehens hatte. Bereits ein Jahr zuvor, im Dezember 1711, hatte er im Direktorium angeregt, anstelle der riesigen Erdbewegungen im Tagebau einen Stollen im Untertagebau voranzutreiben. Gegenüber dem Tagebau erfordere ein Stollen weniger Leute, die Arbeit könne so in kürzerer Zeit abgeschlossen werden und die Kosten würden dadurch weniger hoch ausfallen. Nur widerwillig und trotz vieler Bedenken erhielt Jenner die Erlaubnis

zum Bau des Stollens. Hinter dem Titel «Alt-Spitalmeister» stand ein Fachmann von erstem Rang. Als Werkmeister am Berner Münster war Jenner nicht nur für den Unterhalt des Münsters, sondern auch für sämtliche kirchlichen und obrigkeitlichen Anlagen der Republik Bern verantwortlich gewesen. Nach seinen Plänen entstanden zahlreiche Brücken, Kirchen, Pfarr-, Verwaltungs- und Lagerhäuser.

Daher begann im Frühjahr 1713, nach der zweiten Winterpause, die Weiterarbeit nicht nur im Tagebau unter der Leitung von Bodmer, sondern auch am Stollen im Untertagebau unter der Leitung von Jenner. Dieser begann den Vortrieb, rund 45 Meter unter der Krete des Strättlighügels, zunächst nur von der Kanderseite und später auch von der Seeseite her. Dazu benötigte Jenner nur 4 bis 16 Bergleute welche nicht nur ihm unterstellt, sondern auch von ihm besoldet wurden! Der Querschnitt des Stollens soll eine Breite von 40 Fuss (12 Meter) und eine Höhe von 13 Fuss (4.5 Meter) aufgewiesen haben. Das Profil hatte also die erstaunliche Fläche von rund 50 Quadratmeter und entsprach den Ausmassen eines doppelspurigen Bahntunnels heutiger Bauweise. Trotz dem lockeren Moränenmaterial scheint der Bau keine besonderen Schwierigkeiten verursacht zu haben. Der Einsturzgefahr begegneten die Bergleute mit dem Einbau von Abstützungen durch Rundholz und bereits im Dezember 1713 war der rund 250 Meter lange Stollen vollendet. Das bezeugt eine Randnotiz in der Rechnung von Jenner die besagt: «Das Cander Wasser ist hinein gelassen den 12. Dec. 1713 morgens umb 9 Uhren».[11]

Abbildung 7: Der ausgeweitete Stollen mit darüberliegendem Aushub kurz vor dem Einsturz, Ausschnitt aus dem Vermarchungsplan von Samuel Bodmer, 1717.

Unklar bleibt, ob der Stollen im Vollausbruch erstellt wurde oder ob man zuerst einen Richtstollen mit kleinerem Querschnitt vorantrieb und diesen anschliessend ausweitete. Dafür spricht, dass anderswo bezeugt wird, dass der Stollen erst im Frühjahr 1714 zur Gänze vollendet wurde.[12] So oder so: der Bau des Stollens, der mehrere Verletzte und fünf Tote gefordert haben soll, in nur einem Jahr ist bemerkenswert

[11] *Grosjean, Seite 32.*

[12] *Vischer und Fankhauser, Seite 22.*

und zeugt von einer gewissen Fachkenntnis und dem Einsatz von geübten Bergleuten.

Im Frühsommer 1714 entstand im Rat eine grosse Verunsicherung. Der Landvogt von Lugano, Emanuel Gross, der als Ratsherr und Genie-Hauptmann Mitglied der dritten Kommission gewesen war, trat vor den Rat und übte scharfe Kritik an der Art und Weise in welcher das Projekt ausgeführt wurde. Gross richtete seine Kritik nicht an die Projektverfasser oder an Bodmer, denn diese wollten dem Thunersee nicht nur zusätzliches Wasser zuführen, sondern auch den Abfluss aus dem See verbessern. Seine Kritik richtete sich an die Behörden, welche aus Kostengründen nur die Ableitung der Kander in den Thunersee realisierten: «Es wird sich bald erweisen, dass sich die ewigen Naturgesetze durch Beschlüsse der gnädigen Herren und Oberen von Bern nicht beeindrucken lassen und eine Katastrophe kann nicht ausbleiben. Vor allem hätte man dem Thunersee nicht die gewaltige Wassermasse wilder und ungezähmter Bergströme zuführen sollen, ohne vorher für gehörigen Abfluss zu sorgen!».[13] Gross, der seine Auffassung mit einem Gutachten des bekannten venezianischen Spezialisten für Wasserbau, Pater Vincenco Coronelli, untermauerte, stellte den Antrag, vor der Ableitung der Kander in den Thunersee den Ausfluss der Aare zu verbessern und Coronelli als Experten beizuziehen. Auch die Stadt Thun bat die Obrigkeit nochmals eindringlich auf die Ableitung zu verzichten.

Der Rat wies aber alle Bedenken zurück und lehnte die Anträge ab. Daher beschloss das Kander-Direktorium am 18. Mai 1714, die Weiterarbeit am Einschnitt im Tagebau endgültig einzustellen und stattdessen die Kander sukzessiv durch den Stollen in den See abzuleiten. Damit wurde «die Büchse der Pandora» geöffnet und eine Entwicklung in Gang gesetzt,

Abbildung 8: Der Kanderdurchstich kurz nach Vollendung, zeitgenössische Darstellung, Künstler unbekannt.

[13] *Grosjean, Seite 33.*

die allen Beteiligten entglitt. Das neugeschaffene Bett der Kander war im Stollen enger und gegen den See hinunter wesentlich steiler als der natürliche Lauf durch das Glütschbachtal. Die umgeleitete und schon bald durch die Sommerhochwasser anschwellende Kander begann sehr schnell den Stollen im lockeren Moränenschutt zu vertiefen und auszuräumen. Dadurch wurde die Ausspriessung unterspült, der Stollen begann Stück für Stück einzustürzen und die Wassermassen ergossen sich mit grosser Wucht in den See (Abbildung 7). Um diesem Schauspiel beizuwohnen begab sich am 16. Juli 1714 der Schultheiss von Thun mit einer grösseren Gesellschaft nach Einigen an die Kander. Bei diesem Besuch rutschte ein Teil des unterspülten Ufers in die reissenden Fluten und zwei Junker der Familie von Wattenwyl, die sich vermutlich zu nahe an die Böschung begeben hatten, versanken vor den Augen ihrer entsetzten Begleiter im Wasser. Ihre Leichen konnten erst einige Tage später geborgen werden.[14]

Die Kander frass sich nun unglaublich schnell tiefer. Am 31. Juli berichtet der Venner von Erlach aus Spiez, das Wasser tobe im Stollen wie ein Drachen und zerreisse das umliegende Gelände. Anfang August kamen die ersten Hilferufe aus Thun, weil der See die Umgebung unter Wasser gesetzt hatte. Am 17. August floss alles Wasser der Kander mit grosser Wucht durch den Stollen in den Thunersee und bereits am Nachmittag des 18. August 1714 stürzte das noch verbliebene Gewölbe über dem Stollen ein. (Abbildung 8).

Abbildung 9: Das Kanderdelta heute, Foto Super Constellation Photo Gallery, 2009.

DIE FOLGEN

Durch die rasche Tiefen- und Rückwärtserosion und den Einsturz des Stollens schuf die Kander im Strättlighügel eine Schlucht, durch welche die Kander bis heute offen in den Thunersee fliesst und deren Sohle 1716, also nur zwei Jahre später, bereits um 27 Meter unter der Projektsohle von Bodmer und Jenner lag. Diese Rückwärtserosion setzte sich flussaufwärts bis heute fort und

[14] *Grosjean, Seite 32.*

senkte das Kanderbett grossräumig ab. So entstand in der Folge an der Mündung der Kander in den Thunersee ein grösseres Delta, das sich heute, trotz langjähriger Kiesausbeutung, mit rund 0.5 Quadratkilometer Oberfläche und etwa 5 Millionen Kubikmeter Inhalt[15] doch recht ansehnlich ausnimmt (Abbildung 9). In der Kanderschlucht, die seit 1978 unter Schutz steht, erinnert heute nichts mehr daran, dass dieser Einschnitt einst von Menschenhand geschaffen worden ist.

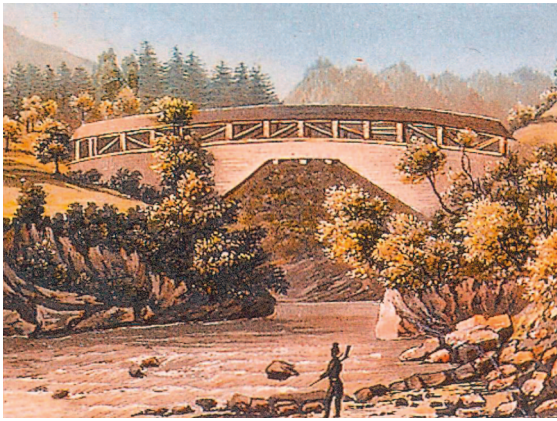


Abbildung 10: Die neue Kanderbrücke bei Einigen, Aquatinta von Johann Isenring, 1835.

Mit dem Durchstich wurde, wie befürchtet, die Verbindung nach Spiez unterbrochen und musste während mehr als zwei Jahren, bis zum Bau einer steinernen Bogenbrücke, durch einen Fährbetrieb auf dem Thunersee aufrechterhalten werden. Aber auch nach dem Bau der Steinbrücke nahmen die Schwierigkeiten kein Ende, weil die Erosion der Kander die Brückenlager trotz dem nachträglichen Einbau von Traversierschwellen immer wieder unterspülte. Die 1716 fertig gestellte Brücke stürzte im Frühjahr 1746 ein und wurde durch eine gedeckte Holzbrücke mit grösserer Spannweite ersetzt, welche sich bis ins 19. Jahrhundert erhielt (Abbildung 10).

Nur ein Tag nach dem Einsturz des Stollens, am 19. August 1714, lag das alte Kanderbett im Glütschbachtal und auf der Thuner Allmend vollkommen trocken da. Mit fatalen Folgen, denn auf einen Schlag fehlte in Allmendingen und von Thierachern bis hinunter nach Uttigen das Wasser für den Betrieb der zahlreichen Mühlen, Sägereien, Schleifen und Stampfen. Aber auch für die Bewässerung der Felder, für das Tränken des Viehs und für den Haushalt fehlte das kostbare Nass. Zudem versiegten zahlreiche Quellen. Weil Kander und Simme als Gebirgsgewässer starken Schwankungen des Wasserstandes unterworfen sind, wurde schon vor der Ableitung der Kander der Glütschbach im Hani gefasst und neben der Kander durch eine Wasserleitung, ähnlich einer Suone im Wallis, nach Allmendingen geführt. Weil dieses alte Bewässerungssystem für weitere Gemeinden nicht

[15] *Vischer und Fankhauser, Seite 24.*

genügte wurde die alte Wasserleitung aufgegeben, der Glütschbach neu gefasst und direkt in das alte Kanderbett geleitet um auch die zusätzlichen Gemeinden mit Wasser zu versorgen.

Während durch die Ableitung «einige aus Trockene gelegt wurden, wurden die anderen ersäuft», so berichtet ein Zeitgenosse.

Der Ausfluss der Aare aus dem Thunersee konnte die zusätzliche Wassermenge nicht abführen. Schon am 19. August 1714 stieg das Wasser in Thun innert 24 Stunden um 30 cm und die tiefer gelegenen Gassen der Stadt standen bis zum ersten Stockwerk während Tagen unter Wasser. Im Juni 1715, nach einem Hochwasser, wurde Thun erneut überschwemmt und auch von Oberhofen, Scherzligen, Gwatt und Spiez häuften sich die Klagen. Das Kander-Direktorium versuchte, ohne grossen Erfolg, durch eine ganze Reihe von Massnahmen den Abfluss der Aare aus dem See bei Scherzligen zu verbessern und der Rat der 200 erwog im Oktober 1716 ernsthaft, die Kander wieder in das alte Bett zu leiten. Doch dafür war es endgültig zu spät, weil sich die Kander in den zwei Jahren seit ihrer Ableitung im Durchstich bereits 90 Fuss (27 Meter) tief unter ihre ehemalige Sohle eingefressen hatte.[16]

Abbildung 11: Sinnebrücke und Zunfthaus zu Oberherren, Aquarell von Johannes Knechtenhofer, um 1800. Schlossmuseum Thun, Inv. 236.

Um der Aare mehr Zug zu geben wurden die Verengungen bei der Bächimatte, oberhalb von Thun, abgegraben. Der grosse Mühle-Damm (Schwelle), welcher den Hauptlauf der Aare unterhalb der Sinnebrücke für den Betrieb der Stadtmühlen und der dort gelegenen Öle und Schleifen staute, wurde tiefer gelegt. Auch der Querdamm, der oberhalb des Freienhofs den trockenen Stadtgraben abschloss und der nur bei Hochwasser die Aare in den Graben abfliessen liess, wurde tiefer gelegt. Unterhalb der Stadt wurde durch die Kalberweid ein Kanal gegraben und der Geschiebefächer der Zulg durchstossen.

[16] *Grosjean, Seite 32.*

Weil alle Massnahmen nur wenig halfen, kaufte 1717 die Obrigkeit die Mühlen und Schwellen in Thun und beseitigte den grossen Mühledamm ganz. Aber durch diese Massnahme wurde der schon angerichtete Schaden nur noch grösser. Weil sich nun die Fliess-Geschwindigkeit der Aare erhöhte wurden die Ufermauern, die Widerlager der Brücken und die Fundamente der Häuser, welche direkt am Fluss standen, unterspült.

Im Juli 1718 zerschellte wegen der reissenden Strömung ein Schiff an den Pfeilern der Brücke beim Pulverturm. Dabei fanden 13 junge Menschen den Tod. Als Sofortmassnahme wurde 1719 die Unglücks-Brücke abgebrochen. Damit hatte das Unheil seinen vorläufigen Höhepunkt erreicht und im Juni 1720 begaben sich 200 Personen aus Thun und Umgebung nach Bern, um «mit weinenden Augen den Gnädigen Herren ihre bittere Not zu klagen».[17] Sie erhielten eine kleine Entschädigung und das Versprechen, dass Abhilfe geschaffen werde. Um das Mass voll zu machen stürzten im September 1721, nach einem weiteren Hochwasser, die Sinnebrücke und Teile des Gesellschaftshauses zu Oberherren ein (Abbildung 11).

Abbildung 12: Daguerreotypie von A. L. Poitevin 1843; Getty-Museum Los Angeles

Nun mussten der Rat und das Kander-Direktorium «den Gang nach Canossa» antreten und sie beauftragten Emanuel Gross mit der Ausarbeitung eines Projekts zur Verbesserung der Situation. Gross verlangte, wie schon früher, die Schaffung eines zweiten Arms der Aare durch den Stadtgraben, den Abfluss regulierende Massnahmen in Thun sowie die Kanalisierung der Aare zwischen Thun und Uttigen.
Was die Projektverfasser bereits 1710 als integrierenden Bestandteil im Plan vorgelegt hatten, wurde zwischen 1722 und 1725 endlich nachgeholt. Durch Verbreiterung des Stadtgrabens entstand die Neue oder Äussere Aare. Mit ihrer erst jetzt auf mehr als das Doppelte gebrachten Breite von rund 30 Meter wurde sie zum Hauptarm der Aare und das Bälliz zur Insel! Wegen dieser Verbreiterung mussten die Scherzlig- und die Allmendbrücke neu erstellt werden.

[17] *Grosjean, Seite 34.*

Abbildung 13: Die neue Scherzligschleuse, Aquatinta von Rudolf Dickenmann, um 1860.

Um die Wassermassen zu regulieren und den Betrieb der Mühlen und der Gewerbe wieder zu ermöglichen wurde 1724, an Stelle des abgebrochenen Mühledamms, eine Schleuse errichtet. Diese «untere» oder «Mühleschleuse», heute ein Wahrzeichen von Thun, wurde 1788 umgebaut und 1988, 200 Jahre später, vollständig saniert und auch für Fussgänger begehbar gemacht (Abbildung 12).

Oberhalb des Freienhofs, an der Verzweigung der Inneren zur Äusseren Aare, wurde 1726, anstelle des Querdammes, der den Stadtgraben abschloss, die «obere» oder «Scherzligschleuse» errichtet. Auch diese Schleuse dient der Regulierung von Aare und See und damit dem Hochwasserschutz. Weil diese Schleuse nur zur Hälfte gedeckt war wurde sie 1818 neu ausgeführt. Auch diese Schleuse musste 1978 saniert werden und vom alten Bauwerk ist nur noch der Oberbau erhalten geblieben (Abbildung 13).

Neben diesen Arbeiten in Thun wurde zwischen 1722 und 1723 auch an der Begradigung der Aare unterhalb von Thun gearbeitet. Der bereits wieder stark aufgefüllte Kanal durch die Kalberweid wurde abgeteuft und der gerade, 3'000 Fuss (900 Meter) lange Allmend-Kanal bis zur alten Mündung der Kander erstellt. Die Arbeiten an einem Kanal zwischen der Zulg und Uttigen wurden hingegen 1725 wieder eingestellt, weil sich die Gemeinden über die Baukosten und den Unterhalt nicht einigen konnten.

Trotzdem war nun die Zeit der grossen Not vorüber. Am 20. November 1726 wurde das Kander-Direktorium, nachdem es seinen Bericht erstattet hatte, unter Verdankung der geleisteten Arbeit aufgelöst. Die Kosten für das gesamte Unternehmen hatten den Voranschlag um das Doppelte überschritten und kostete die Republik Bern, neben 92'627 Taler, auch 2'702.5 Mütt Dinkel und 4 Tonnen Pulver. In diesen Ausgaben waren die Aufwendungen für die nachträglich ausgeführten Schutzmassnahmen in Thun ebenso enthalten, wie die Abgeltung von Schäden, welche durch die Trockenlegung der alten Kander, wie zum Beispiel versiegte Quellen, ruinierte Mühlen und Sägen, entstanden waren. Aber auch die Kosten für neue Strassen, Wege und Brücken oder die Umleitung des Glütschbaches waren in den Kosten enthalten.

ZUSAMMENFASSUNG

Die Ableitung der Kander war für die damalige Zeit ein sehr kühnes Werk und zeugt von einem weitblickenden, gut organisierten und finanzkräftigen Staatswesen. Das ganze Unternehmen war aber auch eine fast endlose Kette von Irrtümern und Fehlern. Das stolze Bern hatte in einer Zeit, die dazu noch nicht reif war, auf den Beizug von auswärtigen Fachleuten verzichtet. Auf Bodmers Plan von 1710 hält ein vor Selbstbewusstsein strotzender Berner-Bär seine rechte Pranke auf einen prall gefüllten Geldsack während seine linke Pranke auf den Vers weist[18] (Abbildung 14):

Abbildung 14: Vignette mit dem stolzen Berner-Bär, Ausschnitt aus dem Plan von Samuel Bodmer, 1710.

Durch diese meine grosse Stärke
Thue ich solche Wunderwercke.
Berg durchgraben, Ström versetzen,
Meinem Volck und Land zum Besten.
Gott steure aller Nyderen Will
Und segne mich mit seiner Füll.

[18] *Staatsarchiv Bern, Plan Bodmer, 1710.*

Es besteht kein Zweifel, dass sich mit dem Beizug von geeigneten Fachleuten vieles hätte vermeiden lassen. So aber wurden gewaltige Arbeiten umsonst geleistet und riesige Summen mussten in die Behebung von Folgeschäden gesteckt werden.

Der Ableitung kommt trotzdem historische Bedeutung zu, denn sie war die erste Gewässer-Korrektion der Schweiz in einem solchen Umfang. Die so gewonnenen Erfahrungen dienten späteren Unternehmen, wie zum Beispiel der Ableitung der Linth durch den Molliser-Kanal (Heute Escher-Kanal) in den Walensee (1807–1822), oder der Ableitung der Aare durch den Hagneck-Kanal in den Bielersee (1861 bis 1891), als Vorbild.

Abbildung 15: Die Inschrift im Felsen bei Hani, Foto Fred Heer, 2009.

Die Eidgenössische Tagsatzung hatte Hans Conrad Escher (1767–1823), dem Leiter des Linthwerk, den Titel «von der Linth» zugesprochen. Gedenkmünzen wurden geprägt und im Linthgebiet erinnern mehrere Gedenktafeln an Escher und sein Werk. Auch dem Projektverfasser der ersten Juragewässerkorrektion, Richard La Nica (1794–1883), wurde in Nidau, BE, ein Denkmal gesetzt. Samuel Bodmer hingegen und die Projektverfasser der Ableitung der Kander in den Thunersee versanken in der Vergessenheit. Nur im Hani erinnert eine einfache, in den Fels gehauene, Inschrift an die erste grosse Flusskorrektion in unserem Land (Abbildung 15). Aber mehr noch: die nach der Ableitung entstandenen Probleme in Thun und Umgebung wurden zur Hauptsache Bodmer zur Last gelegt und es scheint, dass er an den Folgearbeiten nach 1714 nicht mehr beteiligt war und von Amsoldingen wegziehen musste. Nach A. Häsler[19] hatte er sich den Zorn der Seeanlieger derart zugezogen, «so sie ihn erwischt hätten, sie hätten ihn gesteinigt». Zu Unrecht, denn auch sein Nachfolger, Emanuel Gross, hatte sich nie gegen Bodmer persönlich gewandt, wohl aber gegen die «Gnädigen Herren von Bern», was schon damals mehr Mut erforderte. Diese hatten es versäumt, neben der Ableitung der Kander in den Thunersee auch die entsprechenden

[19] *Häsler A., Geschichte und Geschichten.*

Verbesserungen am Lauf der Aare in Thun und zwischen Thun und Uttigen, wie es das Projekt vorsah, zu bewilligen.

Den Abschluss der mit der Ableitung der Kander in den Thunersee begonnenen Arbeiten bildeten aber erst die Aare-Korrektionen zwischen Thun und Bern in den Jahren 1782–1792 und 1871–1873[20] und um die Gefahr von Überschwemmungen endgültig zu bannen wurde 2010, knapp 300 Jahre nach der Ableitung der Kander in den Thunersee, der neue Entlastungsstollen unter dem Bahnhofareal erstellt. Auch dieser war im Projekt von 1710, allerdings als Entlastungskanal, in weiser Voraussicht vorgesehen aber nicht ausgeführt worden.

Verwendete Unterlagen

Staatsarchiv Bern (StAB)
Bände
– Protokolle des Kander-Direktoriums, Bände I-III
– Manuale des Kander-Direktoriums, Bände I und II

Karten und Pläne
Samuel Bodmer
– Plan mit Vorschlag für die Korrektur der Zihl, 1704
– Plan mit dem unteren Lauf der Kander vor 1711, 1710 (Projekt)
– Plan mit dem unteren Lauf der Kander nach 1711, (Vermarchungsplan)

Johann Adam Rüdigers
– Plan mit dem unteren Lauf der Kander nach 1711, 1716

Literatur
Beck P., 1938
– Die Kander, ihre Ableitung in den Thunersee 1713
– in: 25 Jahre Kanderkies AG Thun (1913 -1938), Geschäftsblatt AG, Thun

Grosjean G., 1963
– Die Ableitung der Kander in den Thunersee vor 250 Jahren
– in: 50 Jahre Kanderkies AG Thun

Häsler A., 1986
– Berner Oberland; Geschichte und Geschichten
– Fischer, Münsingen, 1986

Vischer D. und Fankhauser U., 1990
– 275 Jahre Kanderumleitung
– in: Sonderdruck »Wasser, Energie, Luft», 82.

[20] *Vischer und Fankhauser, Seite 25.*

Bilder
Krebser Markus
– Thun und seine Landschaft in der Kunst der Kleinmeister,
Druckgrafik von 1548 bis 1868
– Verlag Krebser Thun, 2004
– Thunersee linke Seite
– Verlag Krebser Thun, 1996

Küffer Peter
– Thun, Türme Tore und Gassen nach 1800 von Johannes Knechtenhofer
– Verlag Krebser Thun, 1988

Die Genossenschaftshäuser am Fischerweg von 1930 –
Hintergründe zum Wohnungsbau der Zwischenkriegszeit

Matthias Walter,
Denkmalpflege des Kantons Bern

Als der bekannte deutsche Maler Hans Thoma (1839–1924) in seiner Jugend einmal zum grossstädtischen Wohnungselend meinte, man hätte die Städte eben aufs Land bauen sollen, war er ausgelacht worden. In der Zwischenkriegszeit aber wurde, wie sich Thoma danach stolz einreden durfte, genau dieser Gedanke zur Wirklichkeit.[1] Bedingt durch das Wachstum der Bevölkerung und die Verknappung der Finanzmittel wuchsen die Städte in umfassenderen Planungsschritten auf freien Landflächen weiter, und – das war der entscheidende Unterschied zur Siedlungsexpansion im 19. Jahrhundert – das «Land» wurde nicht durch Bauten und Asphaltierung zugedeckt, sondern blieb abgesehen von den Wohnungsbauten in Gärten und Freiräumen erhalten.

Abb. 1: Die Fischerweghäuser aus der Luftperspektive. Anders als in den zentrumsnahen Quartierteilen, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts überbaut wurden, schossen die neuen Zeilenwohnhäuser nicht als Blockrandbebauung in «kinderunfreundliche» drei- bis viergeschossige Höhen, sondern breiteten sich zwischen schmalen Strassen und Gärten aus. Zwischen den Gebäuden liegt viel Luft und Freiraum. Das Siedlungsbild wirkt diszipliniert und strukturiert, aber keineswegs gedrängt. (Foto: Dütschler & Naegeli).

In der Ebene des Westquartiers dehnte sich seit der Zwischenkriegszeit auch das Siedlungsgebiet der Gemeinde Thun aus. Unter den Siedlungen der 1920er- und 1930er-Jahren fällt eine Wohnhauszeile aufgrund ihrer Architektur besonders auf, nämlich die Bebauung am Fischerweg (Nr. 27–49, Abb. 1). Sie zeichnet sich durch die regelmässige Staffelung ihrer sechs mächtigen, Strasse und Garten zugewandten Giebel aus und enthält 12 Wohneinheiten, die paarweise in den Satteldachhäusern untergebracht sind. Unser Artikel untersucht, welche Strömungen zu dieser reizvollen Architektur führten und vor welchem historischen und theoretischen Hintergrund die Absichten für diese Siedlungsbauweise zu erklären sind.

[1] *Die Siedlung der Heimstätten-Genossenschaft «Gartenfreund» in Riehen nach den Plänen der Architekten Bercher & Tamm in Basel, Basel 1923, S. 34.*

WOHNUNGSNOT UND BAUGENOSSENSCHAFTEN

Abb. 2: Die Mehrfamilienhauszeile an der Mittleren Strasse 42–50 im Thuner Westquartier, erbaut 1895 von Fritz Senn, lag zur Zeit ihrer Erbauung am Rand des Siedlungsgebiets und ist ein frühes Beispiel einer gesamthaft konzipierten Mehrfamilienhausanlage mit Garten (Foto: Andrea Zellweger, 2009).

Der Erste Weltkrieg hatte eine riesige Bresche in die Entwicklung der Wohnbauten geschlagen. Noch im frühen 20. Jahrhundert breitete sich das Bürgertum in grossen und individuell gestalteten Einfamilienhäusern aus, während Handwerker und Arbeiter meist unter misslichen hygienischen Bedingungen und fernab von Grünraum in engen Mietwohnungen hausten. Zwar treffen wir gerade in Thun einen bereits 1895 vom Baugeschäft Fritz Senn erstellten fünfteiligen Zeilenbau an, der – untypisch für das 19. Jahrhundert – durch einen grosszügigen Gartenraum zur Strasse Abstand nahm und den damaligen Kleinverdienern ein überraschend gutes Heim bot (Abb. 2). Gerade diese soziale Schicht vermehrte sich aber stark und benötigte bezahlbaren Wohnraum. Doch der durch Unternehmer und Spekulanten betriebene Wohnhausbau wurde im Krieg durch die Schwächung des Liberalismus lahmgelegt, so dass die grosse Wohnungsnot nur durch Bundessubventionen und Mieterschutzbestimmungen aufgefangen werden konnte.[2] Mitte der 1920-er-Jahre blühte die Bauwirtschaft wieder auf, basierte dabei aber verstärkt auf nationaler Autarkie und auf der Selbstversorgung der Städte durch kollektiv verantwortete Wohn- und Pflanzlandkolonien.[3] Das entsprach dem sozialdemokratischen Verständnis der neuen Wirtschaft, die hauptsächlich nicht mehr von Renditeerwartungen, sondern von den Lebensbedürfnissen der Menschen gesteuert werden sollte. Dazu

---

[2] *1921 stellte der Bundesrat dem Schweizerischen Verband für Wohnungswesen und Wohnungsreform 200'000 Franken zur Verfügung, um die Erstellung von Versuchswohnhäusern fördern zu helfen. Vgl. Eberlé, H., Kleinhäuser. Musterhaus-Aktion, Zürich 1927. – Vgl. auch Schnell, Dieter, Bleiben wir sachlich! Deutschschweizer Architekturdiskurs 1919–1939 im Spiegel der Fachzeitschriften, Basel 2005, S. 77.*

[3] *Nationalrat Dr. Rudolf Gelpke im Geleitwort zu Heimstätten-Genossenschaft Gartenfreund 1923 (wie Anm. 1), S. 4.*

gehörte auch die kollektiv mitgetragene Förderung von billigen und doch einwandfreien Wohnungen für die breiten Bevölkerungsschichten mittels Kleinhäusern und Wohnkolonien.[4]

Weil kommunaler Wohnungsbau teuer war, bot sich für gemeinschaftlichen Wohnungsbau die Gründung von Baugenossenschaften an, bei denen Kapital und Risiko auf mehrere Schultern verteilt waren. Je mehr Genossenschafter sich anmeldeten, desto mehr Land konnte verbilligt gekauft werden.[5] Der genossenschaftliche Zusammenschluss zu vereintem Erwerb und einheitlicher Bewirtschaftung konnte den Familien dauerhaft dasjenige bescheren, «was der Grossstädter auf dem Land mit Sommerfrische und wochenweiser Ferienkolonie besitzt».[6]

Von solchen Ideologien geleitet, entstanden auch in Thun Siedlungen und Wohnhauszeilen. Der Bau der Häuser am Fischerweg wurde von der Baugenossenschaft «Sans-Souci» in Bern lanciert. Vertreten durch den ursprünglich aus Caslano (Tessin) stammenden und in Kerzers ansässigen Bauunternehmer Battista Vicari-Benteli (*1877)[7] und Johann Eduard Kleiner erwarb sie von Johann Baumann ein Terrain und erhielt am 13. Mai 1930 die Bewilligung vom Regierungsstatthalter, sechs Doppeleinfamilienhäuser mit seitlichen Verbindungshallen zu erstellen.[8] Als Architekt zeichnete Vicari verantwortlich, der als Immobiliengesellschaftsteilhaber bereits 1909 in Olten die Wohnkolonie Waldheim erstellt hatte und in solchen Baufragen erfahren war.[9]

Am 26. Juni 1930 wurden die Rechte an die «Baugenossenschaft Länggasse» überschrieben, welche ebenfalls durch Vicari und Kleiner vertreten wurde. Während der Erstellung der Häuser handelte sich die Baugenossenschaft mit der Stadt einen heftigen Streit ein: 1931 stellte sie ein nachträgliches Gesuch für so genannte Schwarzzeugkammern (für Materiallagerungen) im strassenseitigen Dachgeschoss.

---

[4] *Kurz, Daniel, Die Disziplinierung der Stadt: Moderner Städtebau in Zürich 1900–1940, Zürich 2008, S. 231. – Eberlé, Kleinhäuser (wie Anm. 2), S. 9.*

[5] *Heimstätten-Genossenschaft Gartenfreund 1923 (wie Anm. 1), S. 16.*

[6] *Breymann, Hans, Die Kleinansiedlung auf genossenschaftlicher Grundlage, Leipzig 1919, S. 18/19.*

[7] *Nicht «P. Viani», wie im Bauinventar der Gemeinde Thun (Bern 1995) aufgrund der schwer zu entziffernden Architektensignatur vermutet wurde.*

[8] *Grundbuchamt Thun, Archiv des Bauinspektorats der Gemeinde Thun.*

[9] *Zu Olten vgl. Inventar der Neueren Schweizer Architektur INSA, Bd. 7, Bern 2000, S. 380.*

Abb. 3: Der rötliche Verputz ist aktuell nur noch an drei Wohnungsfassaden sichtbar. Die von den Strassenseiten möglichen Betrachtungen bieten ein eindrucksvolles und überschaubares Bild der ruhig gestaffelten Giebelfronten. Auf diese Wiese gelang dem Architekten ein Ausgleich zwischen repetitiver Uniformität einerseits und Eigenwert der individuellen Häuser andererseits. Mit der Wahl der Architektur erzeugte er einen Ausdruck von Gleichheit, Demokratie und Zusammenleben, schuf eine formschöne Einheit und entging gleichzeitig der Gefahr, durch die Wiederholung der Architekturmotive monoton und langweilig zu wirken (Foto: Andrea Zellweger, 2009).

Die Räume waren bei der Bewilligung dieses Vorhabens bereits erstellt. Weil sie aber lediglich 2m statt (zu mindestens 50% der Grundfläche) mindestens 2,4m hoch waren, durften sie aufgrund der kurz zuvor erneuerten Bestimmungen für Wohnungshygiene hinsichtlich Tuberkuloseverhinderung keinesfalls als Wohn-, Arbeits- oder Schlafräume dienen. Aus Inspektionen seitens der Stadt ging jedoch hervor, dass diese Kammern mit Tapeten und Gipsdecken sowie mit ihrer Einrichtung unleugbar als Schlafräume für Kinder oder Dienstboten genutzt wurden. Der Gemeinderat verlangte deshalb eine Erhöhung der Räume oder den sofortigen Verzicht auf die unerlaubte Nutzung und drohte mit Kontrollen seiner Verfügung.

Mittlerweile wurden die Bestimmungen geändert und die Häuser sind grösstenteils bis in die Dachschrägen zu Wohnzwecken ausgebaut. Bereits 1933 gehörten alle zwölf Häuser neuen Besitzern. Die Baugenossenschaft, die auf den Umbau der Dachkammern verzichtet hatte, bestand weiterhin und errichtete in den frühen Nachkriegsjahren – ebenfalls in Zusammenarbeit mit dem Bauunternehmer Vicari – auch die benachbarte Siedlung Freistatt, welcher allerdings nach der Zustimmung des Thuner Gemeinderats zugunsten verdichteten Bauens der Abriss droht.[10]

BESCHREIBUNG DER ANLAGE

In Mehrfamilien- und Reihenhäusern verschmolzen gegenüber dem Einfamilienhaus die Vorteile der Kostengünstigkeit und städtebaulicher Einheit. Architekt Vicari entwarf 1930 sechs gleichartige Doppelhäuser von 13 m Länge und 9,5 m Breite. Die Kellerräume wurden in Beton, die Stockwerkmauern in Backstein erstellt und mit einem

[10] *Thuner Tagblatt, 4. Januar 2012.*

hellen ziegelroten Verputz versehen. Unter jedem Giebeldach befinden sich zwei Wohneinheiten in jeweils spiegelverkehrter Raumordnung, so dass ein symmetrisches Fassadenbild erzeugt wird. Zwischen den Häusern liegen, ebenfalls paarweise nebeneinander, ursprünglich unbeheizte Verbindungshallen, die als überdachte Raumeinheit Zugang zu Wohnung und Garten boten und vielfältig genutzt werden konnten. An den beiden äussersten Häusern sind diese Vorhallen nicht vorhanden, dafür steht diesen etwas mehr begrünter Aussenraum zur Verfügung.

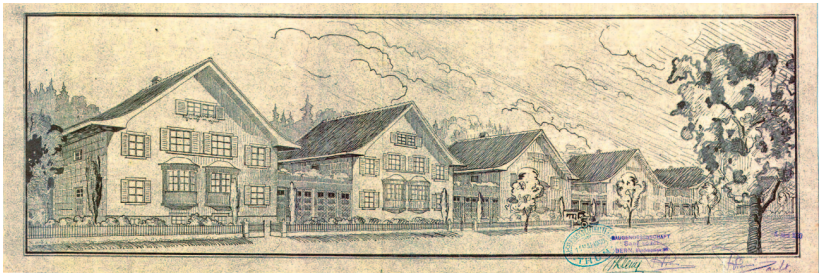


Abb. 4: Die Perspektivzeichnungen des Architekten Battista Vicari zeigen die Absichten der einheitlichen Wohnhauszeile mit gleichartigen Wohnungen, einer weitgehend verkehrsfreien Strasse und Gärten davor. Die Verbindungshallen sollten ursprünglich rechteckige Tore erhalten, wurden dann aber mit grossen Rundbogentoren und darin inkorporierten Holz-Glas-Türen versehen. Auch die Einfriedung wurde gegenüber dem Plan noch verändert und bestand schliesslich aus gerundeten Zementmauern, die dem Automobilgebrauch besser angepasst waren (Archiv des Bauinspektorats Thun).

Die Strassenseite der Häuser fällt durch dicht an die Wohnraumgrenze aneinandergeschobene Erker auf, die mit Holzschindeln verrandet und mit Kupferblechdächlein gedeckt sind. Sie bilden ein wichtiges Kennzeichen der Wohnhauszeile, strahlen zusammen mit den Fensterläden und den hohen Dächern eine Heimeligkeit aus und sollten den Bewohnern auch als innere Raumausweitung besonders willkommen sein. Nachdem Erker im 19. Jahrhundert häufig nur als Bereicherung der dekorativen Aussenarchitektur angebracht worden und für den Aufenthalt viel zu eng waren, wurden sie seit dem 20. Jahrhundert im Einfluss englischer Wohnhausstile wieder wesentlich sinnvoller eingesetzt.

Ein Schindelrand bedeckt auch die Balkenverschalungen der Dachansätze. Diese Verschalungen, aus der französischen Architektur übernommen und auch von den gewohnten «Ründen» der Berner Bauernhäuser bekannt, sollten traditionell die Holzkonstruktion kaschieren, einen ruhigeren solideren Eindruck schaffen und gleichzeitig einen Feuerschutz bieten.

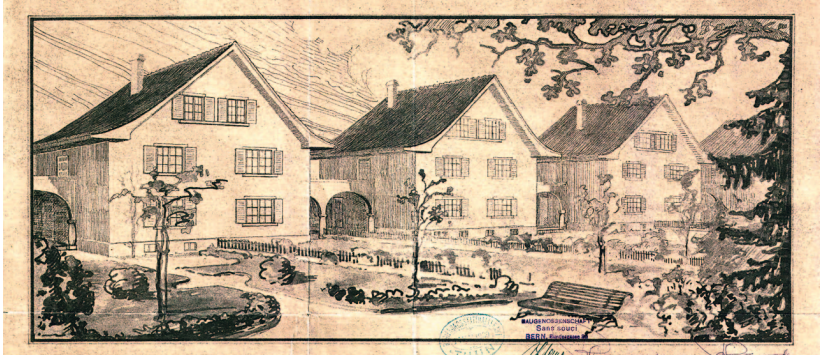


Abb. 5: Perspektivzeichnungen von Architekt Battista Vicari. Gartenseite (Archiv des Bauinspektorats Thun).

Abb. 6. Garten Fischerweg 49, Foto z. V. gestellt von Kurt Gaensli.

Die vorgelagerten **Gärten** liegen südlich der Bauzeile und waren von Zäunen mit Zementpfosten und Holzlatten umfriedet. Durch Kieselwege erschlossen, enthielten sie Obstbäume, Rasen, Gemüsebeete und Wäscheleinen. Gleichzeitig dienten sie dem Heimaufenthalt an Licht und Luft und boten an den Wochenenden (damals noch ein junges Phänomen!) willkommene Freizeitbetätigungen (Abb. 6).

Die Strassenfassaden lassen erahnen, wie das Innere aufgebaut ist (Abb. 4): Die Erker sind von Fenstern umgeben, die innerhalb der Geschosse zwei Niveaus markieren, also in den Höhen zueinander leicht versetzt sind. Tatsächlich ist die Geschossüberbrückung im inneren Organismus auf je zwei gegenläufige Treppen aufgeteilt, wobei eine lediglich vierstufige Treppe zu den höher gelegenen Räumen führt und eine grössere Treppe ins nächste Stockwerk. Die gartenseitigen Zimmer befinden sich jeweils auf dem unteren Geschossniveau. Die Begründung für diese «Halbgeschosse» liegt in der Sparsamkeit: Die kleinere Treppe ist gleichzeitig Korridor, und die längere Treppe kann den Hauptteil des Geschosses überbrücken und lässt trotz der geringen Gebäudebreite einen weiteren Raum in ihrer Laufrichtung zu. Das System erlaubt ausserdem eine effizientere Einpassung der von der ansteigenden Dachform begrenzten Raumeinheiten, und nicht zuletzt gewährt die Anordnung auch interessante Raumerlebnisse, indem von den besonders wohnlichen Geschossen in der Mitte (etwa in den Erkerzimmern) das leicht tiefere und das nächst höhere Geschoss überblick- oder einsehbar sind, was den an sich kleinen, strassenseitigen Zimmern eine überraschende Weiträumigkeit verleiht.

Manche weitere Qualitäten des freistehenden bürgerlichen Einfamilienhauses sind in eingeschränktem Mass vorhanden: Der Vorraum

mit seinem Klinkerboden und die Küche, die auf einen Holzherd verzichten konnte, wurden wesentlich kleiner bemessen, an den Wänden traten dunkle Samttapeten oder Jutengewebe mit Ölfarbe an die Stelle des Täfers. Hingegen leistete man sich am Fischerweg den Fischgeräte-Parkett und verzichtete auf modernere Linoleumböden. Die Küchen sind mit Terrazzoböden ausgelegt.

ARCHITEKTUR UM 1930

Ordnen wir die Fischerweghäuser in die Architekturgeschichte ein, so stellen wir zunächst fest, dass die Architekturmerkmale für die 1930er-Jahre etwas konservativ erscheinen: Ende der 1920er-Jahre entstanden bereits Betongebäude mit Flachdächern; Pioniere der Architekturmoderne wie Mies van der Rohe, Le Corbusier, Walter Gropius, Bruno Taut, Jacobus J. P. Oud und andere hatten 1927 mit der Stuttgarter Weissenhofsiedlung auch bereits Wohnbauten errichtet, die mit ihren Reihenfenstern, Dachterrassen und offenen Erdgeschossen wesentlich fortschrittlichere Themen anschlugen als die traditionellen Satteldachhäuser am Fischerweg. Tatsächlich waren Vicaris Konzepte bereits seit mehr als zehn Jahren bekannt, seitdem Verbilligungen und Vereinfachungen der Kleinwohnungsbauten angestrengt wurden.

Wir wollen die Fischerweghäuser aber auch gar nicht als besondere Fortschrittsleistung, sondern vielmehr als gute und interessante architektonische Lösung eines sozialen Problems betrachten und sie in diesem Sinne würdigen. Typisch für ihre Zeit ist die Wohnhauszeile allemal. Neben der progressiven Strömung der internationalen Architekturmoderne, dem Neuen Bauen, verlief auch eine Bewegung, welche die Hauptziele einer zeitgemässen Architektur nicht in der Flachdachform und neuen Beton-Glas-Konzepten erblickte, sondern den seit der Wende zum 20. Jahrhundert eingeschlagenen Weg ohne revolutionäre Schritte fortsetzen wollte und an traditionellen, wohnlichen Werten festhielt. Die auf Neuerungen ausgerichtete Architekturgeschichte belächelte diese konservativere Gruppe; heute aber betrachtet man sie differenzierter und erkennt, dass ihre Argumentationen nicht schlechter waren. Sie fielen bereits ihren damaligen Verfechtern nicht schwer, denn die Zielsetzungen lagen keineswegs in Formsentimentalitäten und liessen sich vorbehaltlos dem Primat der Sachlichkeit unterordnen. Den modernen Flachdachsiedlungen konnten schon nach wenigen Monaten technische Mängel aller Art angelastet werden; Steildächer hingegen konnten sogar billiger erstellt

werden, waren für Estrichräume ideal, versorgten diese erst noch mit Sonnenlicht und ersparten insgesamt weitere Landnahme.[11]

GARTENSTADTBEWEGUNG UND DAS DEZENTRALE WOHNEN

Der konservativeren Architekturbewegung schwebte ein Ideal vor, das weniger einer modernen Gesellschaft und ihrer ‚stylische' Wohnlebensweise diente, sondern durch adäquaten Wohnungsbau vor allem dem ganzheitlichen Menschen seinen Platz in der Gesellschaft ermöglichen wollte. Das wirklich Neue der Architektur und des Städtebaus des 20. Jahrhunderts liegt denn auch in der sozialen Komponente.[12] Der vielleicht wichtigste Exponent, der in der deutschen Architekturgeschichte in diesem Sinne argumentierte, war Heinrich Tessenow (1876–1950). Der gebürtige Rostocker war Architekt, seit 1926 Professor an der Technischen Hochschule Berlin und auch den Schweizer Architekten ein Begriff. Seine Schriften und Bauten liefern einen umfassenden theoretischen Hintergrund für die Häuser am Fischerweg: Tessenow suchte nicht neue Architekturformen, sondern sah die Aufgabe des Wohnhausbaus im Fundament für eine bessere Zukunft hinsichtlich neuer menschlicher Formen des Zusammenlebens in «kleinstädtischer» Organisation. Als Vertreter einer rationalsachlichen Reformarchitektur (so lässt sich die Architekturbewegung der frühen 1920-er-Jahre bezeichnen) gehörte er nicht zur «Pioniergarde des Neuen Bauens», hat aber auch diese mit seinen Bauten und Schriften beeinflusst und wurde von ihr als Vorreiter der Wohnhausbaureform respektiert.[13]

Tessenows Architekturwerk ist eng mit der deutschen Gartenstadtbewegung und ihren genossenschaftlichen Zielen verknüpft. Angestachelt durch soziale Städtebautheorien des Engländers Ebenezer Howard, wurde die deutsche Bewegung seit 1902 durch die Gartenstadt-Gesellschaft erfolgreich vorangetrieben. Diese ging zur Verhinderung der Bodenspekulation vom gemeinnützigen Bodenbesitz aus, denn davon versprach man sich gesundere Wohnverhältnisse, bessere Entwicklungsbedingungen für Handel und Industrie sowie höhere Löhne. Gleichzeitig wurde auch an der städtebaulichen Ästhetik gefeilt,

---

[11] Schnell 2005 (wie Anm. 2), S. 108.

[12] Wangerin, Gerda u. Weiss, Gerhard, Heinrich Tessenow. Ein Baumeister 1876–1950. Leben, Lehre, Werk, Essen 1976, Vorwort von Wilhelm Hofmann, S. 8.

[13] Schnell 2005 (wie Anm. 2), S. 28.

die sich durch volumetrische Grundformen und Ablehnung des Bauornaments auszeichnete.[14] In der Grundhaltung übereinstimmend, verfochten damals zahlreiche Köpfe neue städtebauliche Ideen, der Berliner Martin Wagner etwa lieferte 1915 Theorien zur besseren Abstimmung von Stadterweiterungen und nutzbarer Grünfläche.[15] Die deutsche Strömung fand auch in der Schweiz ihren Niederschlag: Seitdem 1909/10 für Berlin und 1915/18 auch für Zürich Wettbewerbe für die komplexe Gestaltung grosser wachsender Stadtgebiete im Gang waren, erkannte man die Notwendigkeit des dezentralen Wohnens immer stärker. In Randquartieren sollten neue Gartenvorstädte mit Kleinhausbebauungen von geschlossenem Charakter entstehen. An Wohnstrassen, die durch ihre geringe Breite den Durchgangsverkehr wie von selbst abhielten, konnten neue Wohnkolonien unabhängig von ihrer Ausdehnung den Eindruck eines alten Landstädtchens erwecken. Hierin überlappten sich die ästhetische Idee und das praktische Erfordernis der typenhaft gestalteten Kleinwohnhäuser: Die Bewohner konnten sich wieder als dauernd Ortsansässige und als Besitzer eines eigenen Hauses in einem überschaubaren Stadtgebilde fühlen.[16]

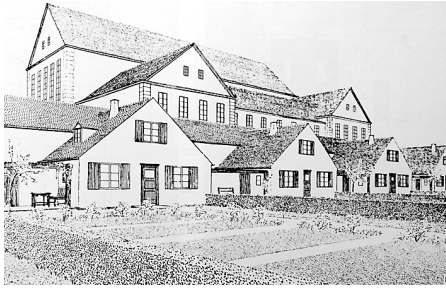


Abb. 7: Heinrich Tessenow baute bereits vor 1910 einfache Satteldachhäuser in Reihen, darunter auch in der berühmten beispielhaften deutschen Gartenstadt Hellerau bei Dresden. Im Bild der Entwurf für die Wohnhäuser entlang der Bildungsanstalt für rhythmische Gymnastik von 1910/11 (aus: Wangerin/Weiss 1976 (wie Anm. 12), S. 191).

Der Hintergrund der sozialen Vision war, die Masse der Bevölkerung, also Arbeiter und Angestellte, in «gesunden frohmütigen Kleinhäusern mit Gärten» unterzubringen und in ihnen durch die explizite Verbindung mit dem Grund und Boden ein Heimatgefühl zu vermitteln, das damals als wichtige Basis für das Kulturleben galt und oft den Höhepunkt aller Argumentationsketten bildete.[17] Die Zürcher Architekten Karl Kündig und Heinrich Oetiker berechneten 1926/28 auch, dass man im Kleinhaus – den Gartenertrag miteinberechnet – nicht

---

[14] Posener, Julius, Berlin auf dem Wege zu einer neuen Architektur, München 1979, S. 272–273. – Kurz 2008 (wie Anm. 4), S. 97, 124.

[15] Posener 1979 (wie Anm. 14), S. 289–297.

[16] Kurz 2008 (wie Anm. 4), S. 200/202.

[17] Heimstätten-Genossenschaft Gartenfreund 1923 (wie Anm. 1), S. 7: «Von der Jugend im Mietskasernen-Elend ist nichts Gutes zu erwarten, ohne Garten kein Familienleben, kein Heimatgefühl und keine Heimatliebe».

teurer wohnt als in einer zentrumsnahen Mietshauswohnung. So verlagerte sich in der Gartenstadtbewegung auch die Prämisse vom kollektiven Landbesitz hin zum privaten Kleineigentum an Grund und Boden.[18]

KLEINSTADTIDEAL FÜR GANZHEITLICHES LEBEN

Mit den Reformbewegungen um 1900 wurde die pädagogische Funktion von Kunst und Architektur wieder entdeckt. Auch Heinrich Tessenow war überzeugt, dass er als Architekt eine sozialpädagogische Verantwortung übernehmen konnte. Um einer solchen vorzuspuren basierte er seine möglichst «zeitlosen» Architekturwerke auf dem bekannten Formenschatz und liess für die erstrebte Nützlichkeit aller Elemente primär geometrische Klarheit, Ordnung, Schlichtheit und harmonische Proportion walten. Bereits 1909, als die grossbürgerliche Architektur noch stärker den allgemeinen Ton angab als nach dem Krieg, thematisierte Heinrich Tessenow gute Lösungen für Arbeiter- und Kleinbürgerwohnungen und wertete die Erfüllung «niedrig-praktischer Bedürfnisse» höher als die baukünstlerischen «Empfindungsausdrücke».[19] Vor allem aber waren für ihn die Fragen der Siedlungspraxis untrennbar mit allgemeinen Lebens- und Kulturfragen verbunden und liessen sich gar nicht auf das Architektonische beschränkt beantworten. Analog zur Vaterfigur der Reformarchitektur, dem Engländer John Ruskin, postulierte Tessenow die menschliche Wohnung als Massstab für das Kulturbildende überhaupt.[20] An die Stelle der Stilfrage trat die Sachlichkeit, eine Rückbesinnung auf das Essentielle, eine Beschränkung aufs Notwendige, die von der wirtschaftlichen Notsituation nach dem Krieg geradezu gegeben war und die architektonische Qualität durch die klare Vorbedingung eher heben statt hemmen sollte: «Kargheit zwingt zu Sparsamkeit und führt wie von selbst zum Kunstwerk mit Masshalten und Ausschalten des Überflüssigen».[21] Romantisierende ‚äusserliche' Architekturformen und Sentimentalitäten galt es nach Tessenow zu überwinden: Er ver-

---

[18] Kurz 2008 (wie Anm. 4), S. 207.

[19] Heinrich Tessenow, Der Wohnhausbau, München 1909, S. 1/2.

[20] Wangerin/Weiss 1976 (wie Anm. 12), S. 90.

[21] So der bekannte Schweizer Architekturkritiker Albert Baur in: Heimstätten-Genossenschaft Gartenfreund 1923 (wie Anm. 1), S. 21. – S. auch Schnell 2005 (wie Anm. 2), S. 33.

abscheute das Ornament nicht, doch dessen Prinzip war für ihn ein Beweis dafür, dass es im Arbeiten an der nötigen geistigen Kraft fehlt, das eigentlich Wesentliche verbessern zu können. Für ihn enthielt jede normale Wohnung «sehr viel unwichtiges, wenn auch Liebenswürdiges», und je mehr es gelinge, dies wegzulassen, «umso mehr Lust bekommt das eigentlich Wichtige oder das Notwendige».[22]

Abb. 8: Heinrich Tessenows 1920/21 für Pößneck in Thüringen gebaute Kleinhaussiedlung zeigt ebenfalls gestaffelte Satteldachhäuser, vor allem aber auch die charakteristischen Verbindungshallen, die hier für Stall und Holzlager dienten und durch einen Küchenflur direkt mit den Wohnräumen in Verbindungen kamen. (aus: Wangerin/Weiss 1976 (wie Anm. 12), S. 217).

Diese aufs Notwendige beschränkte Architektur war bei Heinrich Tessenow Voraussetzung eines den gesellschaftlichen Bedürfnissen angepassten Wohnungsbaus: In seinen Schriften *Wohnungsbau und dergleichen* (1916) oder *Handwerk und Kleinstadt* (1919) ist er von der übergeordneten Vision geleitet, dass Bauwerk, Mensch und dessen Tätigkeit in ein neues Gleichgewicht zu bringen sind, das seit der Industrialisierung und Verstädterung aus dem Ruder gelaufen war. Dabei warb er entschieden für das Modell einer Kleinstadt mit 20'000–60'000 Einwohnern, in der es für den allgemeinen, einfachbürgerlichen Alltag an nichts fehlt, das wirklich am Herzen liege.[23] Die Kleinstadt war für Heinrich Tessenow in jeder Hinsicht des menschlichen Lebens und Tuns und für friedvolle Zukunftshoffnungen die gesunde Mitte zwischen den Polen von Grossstadt einerseits und Bauerndorf andererseits. Die zu grosse Kluft zwischen Grossstadt und Dorf war aus Heinrich Tessenows Sicht mitschuldig an den Krisenzuständen vor dem Krieg: Beide Extreme waren von der Überproduktion befallen, Einfuhr und Ausfuhr galten als essentiell, aber niemand trachte danach, «dass alles in sich organisch allein lebensfähig sei». Sowohl Grossstadt wie Dorf förderten also nicht die Würde und das «Vollmenschliche», sondern entweder anonyme, unselbständige Gleichgültigkeit auf der einen oder das einseitige, «Nackt-Intime» auf der anderen Seite. Die Kleinstadt war demzufolge als soziales Modell und mit seinem «guten Verhältnis zwischen Wollen und Tun» vorbildlich und förderte den in Verstandes- und Gefühlswelt ausgeglichenen Menschen.[24]

---

[22] Tessenow, Heinrich, Hausbau und dergleichen, Berlin 1916, S. 10/11, 58.

[23] Tessenow, Heinrich, Vom Reichtum der kleinen Stadt, in: Das Werk IX (1922), S. 148.

[24] Tessenow, Heinrich, Handwerk und Kleinstadt, Berlin 1919, S. 18/19, 24, 44/45, 72–75.

Die Gegensätze hatten – wie bei Frau und Mann – nur dann «Sinn», wenn sie sich verbinden, und sie verbanden sich in der Realität nicht: Die grossstädtische Wirtschaftswelt konnte den ganzheitlichen Menschen mit seinem Verstand und den fünf Sinnen kaum gebrauchen, seine vom Fabrikleben erforderte Tätigkeit war (sowohl für Arbeiter als auch für die Direktoren) nur noch auf Einzelheiten ausgerichtet.25 Das «Handwerk» dagegen verband alles Gegensätzliche und Feindliche und wurde deshalb auch als pädagogisches Modell propagiert: Schulte man nämlich die Kinder in der Annahme, dass sie Handwerker und nicht zensurierte «Grossstädter» und Spezialisten werden, würden sie interessiert, lernten fragen und in gesundem Mass wetteifern – denn «Spezialisten sind nur so weit gut, als sie auch das Allgemeine stärken». Hier erblickte Tessenow auch einen Mangel in der geistigen Einseitigkeit der Politik, die zwar weltweit planmässig vernetzt war, aber damals besonders daran krankte, dass sich die Nationen der Industriegesellschaften höchstens in Klischees und Extremen kannten, während die Auslandjahre der Handwerker viel differenziertere Gesellschaftsbilder liefern konnten. Für ihn fehlte in den Weltfriedenstheorien die Voraussetzung der persönlichen Lebens- und Arbeitsform, durch welche die weltlichen Gegensätze ausgeglichen würden und damit einem höheren Frieden Vorschub leisten würden, und dieses Ideal sah er in den Mass haltenden, Extreme vermeidenden Kleinstädten und ihren Bewohnern, wobei der Handwerker diese Tugenden am besten verstehe und in sich vereinige.26

Letztlich ging es Tessenow nicht darum, möglichst viele Berufshandwerker heranzuziehen, sondern in der Praxis sollte insbesondere jeder Bewohner zugunsten des Siedlerlebens – und letztlich zugunsten des erstrebten «künstlerischen Zeitalters» – handwerkliche Fähigkeiten erwerben. Dies schien besonders wichtig, nachdem im 19. Jahrhundert durch «mechanische, zerstückelte, unselbständige Arbeit [...] und Konkurrenzhetze» so viel «Massen- und Schundfabrikation» entstanden war, dass die menschlichen Fähigkeiten gar nicht mehr in Übung kamen und ihr Potenzial verschüttet blieb.[27]

Tessenows Ideen wurden auch in der Schweiz aufgenommen: Bereits 1920 veröffentlichte er in der Architekturzeitschrift Das Werk einen

---

[25] *Ebenda, S. 5/6.*

[26] *Ebenda, S. 79, 84/85.*

[27] *Bietenholz-Gerhard, A., Die Siedlung. Siedlungsbewegung und Siedlungspflege, Erlenbach 1923, S. 32.*

Artikel über seine Publikation mit gleichem Titel,[28] gleichzeitig wurde sein Buch besprochen und dabei angemerkt, dass er schon vor zehn Jahren vorausgenommen habe, «was wir heute notgedrungen im Bauen erstreben. [...] Er hat den Krieg als Ausbruch des Grössenwahns kommen sehen [...] und steht heute als Warner da. [...] Das Schriftchen sollte in grossen Auflagen und Übersetzungen Verbreitungen finden. Es enthält bittere, aber wahre Sachen, Tatsachen».[29] Auch Tessenows Argumentation, dass die grossen Leistungen der Menschheitsgeschichte von Künstlern und Leuten aus solchen kleinstädtischen Verhältnissen stammten, wurde von der Rezeption ernst genommen.[30] Die Ersetzung der kapitalistischen Privatwirtschaft durch genossenschaftliche Wirtschaftsgemeinden mit Selbstversorgung und Arbeitsgemeinschaften anstelle von Arbeitszersplitterung war demzufolge eine neue wirtschaftliche – und architektonische – Maxime.

WIEDERHOLUNG UND SYMMETRIE

Abb. 9: Das Projekt für die Heimstätten-Genossenschaft «Gartenfreund» in Riehen nach den Plänen der Architekten Bercher & Tamm in Basel, um 1922. Die gestaffelten, paarweise gekoppelten Einfamilienhäuser mit ihren weit heruntergezogenen Satteldächern sind auch Kennzeichen der Fischerwegsiedlung. (aus: Heimstätten-Genossenschaft Gartenfreund 1923 (wie Anm. 1), S. 36).

Tessenows Ideal der Kleinstadt, die aus genossenschaftlich organisierten Verbänden besteht, passte zur in den 1920er Jahren virulenten Gleichzeitigkeit von Stadt- und Landflucht und erhält auch in seinen eigenen Bauwerken seinen symbolischen Ausdruck. Tessenow bekannte sich – wie die Vertreter des Neuen Bauens – zur Uniform und Wiederholung, die zwar eher ein Mittel des Einfachen statt des Reichen sind, aber gerade der Ausdruck der Wiederholung galt ihm, analog zur Sprache und Dichtung, als der stärkste: «Das Einfache ist nicht immer das Beste, aber das Beste ist immer einfach [...] Angenommen, es gelänge uns, unsere verschiedenen Wohnarten auf das hin bestimmen, das als Wesentliches immer wiederkehrt, und wir verzichteten dann auf einzelne Sonderheiten der verschiedenen möglichen Hausanlagen, um nur wenige Häuser immer zu wiederho-

[28] *Tessenow, Heinrich, Handwerk und Kleinstadt, in: Das Werk VII (1920), S. 93–94.*

[29] *Literatur und Umschau, in: Das Werk VII (1920), S. 94.*

[30] *Bietenholz-Gerhard 1923 (wie Anm. 27), S. 29, 37. – Tessenow 1919 (wie Anm. 24), S. 15, nennt die aus (zu ihrer jeweiligen Geburtszeit) kleinstädtischen Verhältnissen stammenden Dante, Dürer, Michelangelo, Rembrandt und Goethe.*

Abb. 10. Garten Fischerweg 35, nach 1946. Foto z. V. gestellt von A. und J. Sohm.

len, so würden damit für unsere Lebenshaltung materielle Werte gebildet, die [...] unerhört gross sein müssten». Im Vergleich zu den meisten Reformarchitekten des frühen 20. Jahrhunderts und dem Neuen Bauen trat Tessenow auch für die Symmetrie als Gestaltungsmittel ein und proklamierte die ästhetische Vorstellung, dass die Symmetrieachse für alles Einfache und Gesetzmässige besonders wichtig sei und unser Interesse auf sich lenke – die Achse selbst jedoch sollte (wie im menschlichen Gesicht) nicht eigens betont, sondern vom Betrachter nur gedacht werden, weil sonst im Widerspruch zur ästhetischen Absicht zwei asymmetrische Körper entstünden.[31]

Zahlreiche ähnlich gestaltete Genossenschaftssiedlungen in der Schweiz gingen der Bebauung am Fischerweg voran, etwa die «Cité d'Aire» in Genf (1920–23 von Architekt Arnold Hoechel mit Paul Aubert)[32] oder Siedlung der Heimstätten-Genossenschaft «Gartenfreund» in Riehen bei Basel (1923 von den Architekten Bercher & Tamm).[33] Ein eindeutiges Vorbild für Vicaris Fischerwegbauten konnte nicht ausfindig gemacht werden. Wir wissen auch nicht, wie genau er die Bauten seines Generationsgenossen Heinrich Tessenows gekannt hat. Sicher ist, dass Vicari als Bauunternehmer für mehrere Wohnkolonien die entsprechenden Strömungen verfolgt hat und aus den zahlreichen aktuellen Ideen eine eigenständige ‚kleinstädtische' Gesamtanlage komponiert hat. Tessenow war in der Zwischenkriegszeit sehr bekannt, sein *Hausbau und dergleichen* war kurz nach der Publikation an vielen Universitäten bekannt und wurde viel gelesen.[34] Fast alle Merkmale der Fischerwegsiedlung finden auch in Tessenows Bauten ihre Vorläufer. Dabei ist eindeutig, dass aus dem Konzept und seiner architektonischen Formulierung am Fischerweg dieselbe Geisteshaltung wie aus Heinrich Tessenows ‚gebauten Theorien' spricht, und das gilt für zahlreiche weitere Bei-

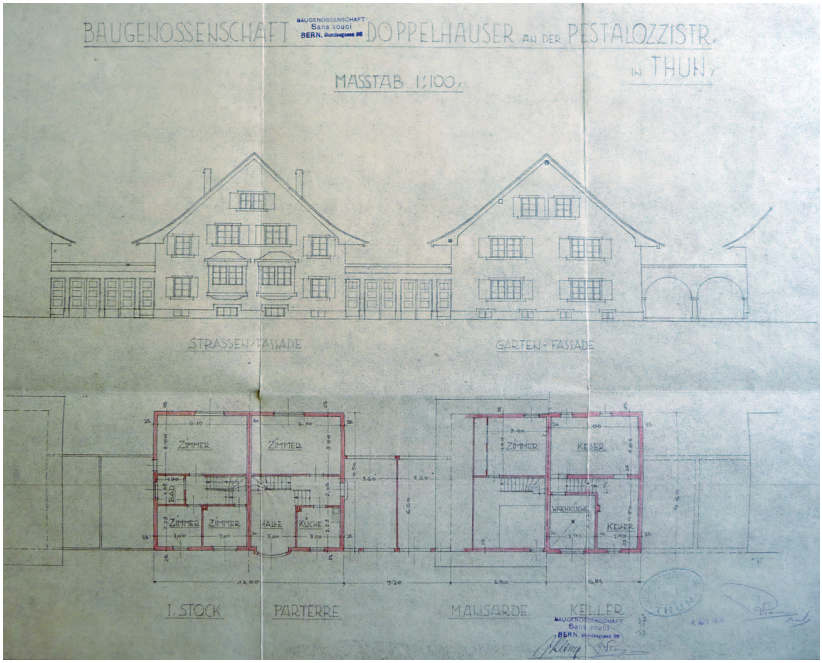
---

[31] *Tessenow 1916 (wie Anm. 22), S. 28, 30, 33 – 37.*

[32] *Architektenlexikon der Schweiz (Hg. von Isabelle Rucki und Dorothee Huber), Basel 1998, S. 270/271.*

[33] *Heimstätten-Genossenschaft Gartenfreund 1923 (wie Anm. 1).*

[34] *Wangerin/Weiss 1976 (wie Anm. 12), S. 9.*



Aufriss und Grudriss.

spiele des damaligen Kleinwohnungsbaus in der Schweiz. Frei von Tessenows Vorbild sind am Fischerweg nur die Geschossversetzungen und die Fassadenfarbe.[35] Wir dürfen daher annehmen, dass mit dem Bau der Fischerweg-Häuser und deren funktionalen Vorzügen noch grössere Hoffnungen impliziert wurden als nur die Absicht, den Bewohnern ein bezahlbares Dach über dem Kopf zu geben: Hier sollte der Berufshandwerker und Arbeiter eine Heimstätte besitzen, in welcher er samt seiner Familie dank Garten, Keller und der geräumigen Verbindungshalle verschiedenen Tätigkeiten nachgehen und zum zufriedenen Menschen werden konnte, was in einem städtischen Mietshaus noch gar nicht zur Diskussion gestanden hatte. Auch am Fischerweg wohnten zu Beginn mehrere Handwerker (Schlosser, Elektriker, Mitarbeiter der Selve-Werke und der Eidgenössischen Konstruktions-

[35] *Vgl. Kleinhäuser 1927 (wie Anm. 2). – Tessenow wertete Farbfassaden als oberflächlich und unnötig. Sie benötigten ausserdem in Deutschland eine behördliche Zulassung. Vgl. Tessenow 1916 (wie Anm. 22), S. 6. – Das farbige Zürich, in: Das Werk XIV (1927), S. 186.*

werkstätte).[36] Der Garten warf einen Ertrag ab, die Gelegenheit für die Haltung von Kleintieren in den Verbindungshallen versorgte die Familien mit Nahrungsmitteln und trug zur ganzheitlich wirtschaftenden Familie und ihrer weitgehenden Selbstversorgung bei – ein Lebensentwurf, der nach dem Zweiten Weltkrieg allmählich wieder an Notwendigkeit verlieren sollte, was sich auch in den verstärkt massenorientierten Siedlungskonzepten niederschlägt.

DENKMALPFLEGERISCHE ANLIEGEN

Die einzelnen Doppelhäuser der längst auf mehrere Eigentümer aufgeteilten Wohnhauszeile am Fischerweg sind mit den Jahren mehr oder weniger stark verändert worden. Bei Neuanstrichen wurde weisser Verputz bevorzugt, die Verbindungshallen boten sich schon kurze Zeit nach der Erbauung für Wohnungserweiterungen an, Fenster und insbesondere Eingänge wurden nach unterschiedlichsten Farb- und Materialvorlieben modisch verändert.

Die harmonische Einheit der Zeilenbebauung wäre für die beabsichtigte städtebauliche Wirkung eminent wichtig, und es ist als kollektives Anliegen zu werten, dass die ursprüngliche Einheitlichkeit der Zeile zur Geltung kommt und bei Gelegenheit wieder hergestellt wird. In der Farbgebung der Fassaden oder den Fenstersprossungen wären die Angleichungen relativ einfach zu bewerkstelligen, und bei tatkräftiger Mithilfe aller Beteiligten wird es dereinst gelingen, dass auch die Toreingänge und die Aufbauten der Verbindungshallen in einer einheitlichen und homogenen Gestalt ausgeführt sind, ohne dass die Wohnbedürfnisse eingeschränkt werden.

DANK

Herzlicher Dank für die freundliche Mitwirkung an Hans Kelterborn, Rolf Gilgen vom Grundbuchamt Thun und Kurt Schmocker vom Bauinspektorat Thun sowie die Familien Bircher, Gänsli, Schertenleib, Sohm und Staub vom Fischerweg.

[36] *Freundliche Mitteilung Hansruedi Staub, Thun, 7.2.2012.*

Ein gebürtiger Thuner wird Bundesrat: Markus Feldmann

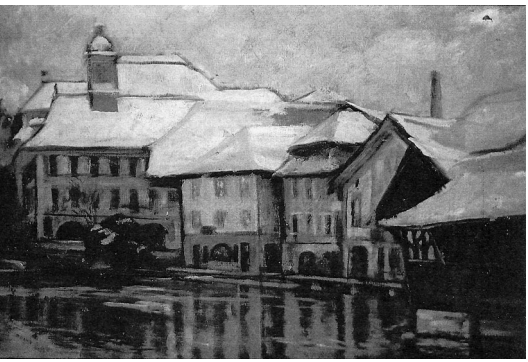
Eine historische Notiz

Jon Keller, weiland Stadtarchivar

Am 13. Dezember 1951 waren die Thuner Behörden und die Einwohner der Stadt Thun mächtig stolz: ein gebürtiger Thuner wurde zum Bundesrat gewählt: Markus Feldmann, der mit 184 Stimmen der vereinigten Bundesversammlung zum Bundesrat der schweizerischen Eidgenossenschaft gekürt wurde. Seine Knabenjahre von seiner Geburt anno 1897 an bis 1912 hatte Feldmann in Thun verbracht.

Ein gebürtiger Thuner, der Bundesrat wird – das war ein Ereignis, das die Thuner Behörden mit Genugtuung und Freude zur Kenntnis nahmen. Am 14. Dezember 1951 beschloss deshalb der Thuner Gemeinderat an seiner wöchentlichen Sitzung, dem neugewählten Bundesrat ein Gratulationsschreiben zu übermitteln «mit Rücksicht darauf, dass er in Thun geboren und den grössten Teil seiner Schulzeit hier verbracht hat». Weiter beschloss der Gemeinderat, Feldmann als Geschenk ein Gemälde mit einem Thuner Sujet aus dem Nachlass des Thuner Malers Fred Hopf zu überreichen. Das Gratulationsschreiben, das Gemälde sowie ein Buch wurden Feldmann dann durch eine gemeinderätliche Delegation persönlich in Bern überreicht. Das Bild von Fred Hopf trug den Titel «Altes Thun im Winter» und stellte das Öleviertel mit Sinnebrücke und Freienhof dar. Auf dem untern Teil des Rahmens wurde eine Plakette eingelassen mit der Inschrift «Herrn Bundesrat Dr. Markus Feldmann. Die Stadt Thun. 19. Dezember 1951». Am 31. Januar 1952 traf dann ein Dankesschreiben von Bundesrat Feldmann beim Gemeinderat ein. Darin verdankte er das «prächtige Gemälde von Hopf». Und weiter stand zu lesen: «Sie haben mir mit Ihren Gaben eine ganz besondere Freude bereitet und in überaus schöner Weise meine Erinnerung belebt an die Stadt, in der ich meine Jugend verleben durfte». Nach dem plötzlichen Tod von Feldmann in der aktiven Amtszeit gelangte das Bild in den Besitz seines Sohnes und dann einer Enkelin. Diese schenkte das Bild dann nach der Jahrtausendwende einem in Thun lebenden Ehepaar, welches das Werk von Hopf mit dem Thuner Sujet sehr zu schätzen weiss.

Es kam nicht von ungefähr, dass der Gemeinderat ein Gemälde von Fred Hopf schenkte. Am 14. Dezember 1951 beschloss der Thuner Stadtrat nämlich mit stillschweigender Zustimmung den Kauf des Nachlasses des Kunstmalers Fred Hopf zum Preis von 20'000 Franken.



Geschenk des Thuner Gemeinderates an Markus Feldmann anlässlich seiner Wahl zum Bundesrat anno 1951: Ölgemälde von Fred Hopf mit dem Titel «Altes Thun im Winter». Abbildung: Stadtarchiv Thun

Der Nachlass umfasste 74 Ölgemälde und 56 Aquarelle. Der Gemeinderat unterstrich in seiner Botschaft an den Stadtrat das grosse Interesse, das die Stadt Thun für diesen Nachlass hegte. Zum einen sollten Gemälde von Hopf in Büros der Stadtverwaltung platziert werden und zum anderen dachte man, dann und wann ein Hopfsches Werk als Geschenk abzugeben. 2012, als dieser Beitrag geschrieben wurde, besass das Kunstmuseum Thun 193 Werke von Hopf. Viele davon sind Stillleben wie «Rote Rosen in einer Vase» oder «Schale mit Früchten». Dominant sind aber auch viele Thuner Sujets, beispielsweise «Werft im Dürrenast», «Kleist-Insel im Herbst», «Schwäbisallee» oder «Scherzligkirche im Winter». Fred Wilhelm Hopf (bisweilen wird er auch als Fredy oder Friedrich erwähnt) wurde am 28. Juni 1875 in Thun geboren. Er starb am 31. Oktober 1943 in Beatenberg. Seine Ausbildungszeit führte ihn neben anderen Stationen für vier Jahre nach Genf an die Ecole des Beaux-Arts. Später arbeitete er während sechs Jahren in Paris als sogenannter Dessinateur in der Modebranche, um anschliessend freischaffender Kunstmaler zu werden. Er nahm Wohnsitz in Paris, Berlin, Leipzig und Dresden. In Paris pflegte Hopf Kontakte unter anderen zu Sisley, Monet und Pissarro. Ab 1923 wohnte er wieder in der Schweiz und die letzten zehn Lebensjahre in Beatenberg und schliesslich in Thun, im Chalet Bellevue nahe dem Göttibach. Als Kunstmaler war er in seinen Aquarellen und Ölbildern durchaus der impressionistischen Tradition verpflichtet: sowohl in vielen Landschaftsbildern, vorzugsweise mit Bergen des Berner Oberlandes, aber auch in Stillleben, in Selbstbildnissen und Porträts von Familienmitgliedern und Zeitgenossen. Seine Werke waren oft in Ausstellungen zu sehen, namentlich in Thun, aber auch etwa im Kunstverein München, in der Kunsthalle Bern und im Kunsthaus Zürich.

Abschliessend einige Angaben zum Leben und Wirken von Bundesrat Feldmann. Markus Feldmann wurde am 21. Mai 1897 in Thun geboren, wo sein Vater Lehrer am Progymnasium war. Wohnsitz hatte die Familie zuerst an der Scheibenstrasse, später im Bälliz. Heimatberechtigt war Markus Feldmann in Glarus und ab 1940 auch in Bern.

Feldmann besuchte in Thun die Primarschule und anschliessend das Progymnasium bis in die zweitoberste Klasse. 1912 zog die Familie nach Bern, wo Vater Feldmann Sektionschef in der Generalstabsabteilung der Armee wurde. Während seiner Schulzeit in Thun fiel Feldmann durch gute schulische Leistungen, aber auch durch eine gewisse Schüchternheit und Zurückhaltung auf. 1917 bestand er in Bern die Maturitätsprüfung und 1921 erwarb er an der Berner Universität das bernische Fürsprecherpatent. 1924 promovierte er zum Dr. iur. Von 1922 bis 1928 war er Redaktor an der «Neuen Berner Zeitung», dem Organ der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB), von 1928 bis 1945 zudem deren Chefredaktor. Von 1945 bis 1951 war er Regierungsrat des Kantons Bern und von 1935 bis 1945 und von 1947 bis 1951 Nationalrat, bis er dann 1951 zum Bundesrat gewählt wurde. Feldmann stand dem Justiz- und Polizeidepartement vor. 1956 war er Bundespräsident. Am 3. November 1958 starb er in Bern im Amt. Feldmann setzte sich während seiner ganzen politischen Karriere für die Pressefreiheit ein, wobei er eine gewisse Pressekontrolle für die neutrale Schweiz gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland befürwortete. Für die Einführung des Frauenstimmrechts galt Feldmann als einer der Vorkämpfer.

Quellenhinweise

– *Protokolle des Gemeinderates der Stadt Thun, 14. 12. 1951, 8. 2. 1952.*

– *Oberländer Tagblatt, Thun, 13. 12. 1951, 17. 12. 1951.*

– *Urs Altermatt (Herausgeber), Die Schweizer Bundesräte, Ein biographisches Lexikon, Zürich 1991.*

– *Rudolf Maurer, Markus Feldmann, Werden und Aufstieg bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, Bern 1965.*

– *Dr. Markus Feldmann, 1897 – 1958, Bern 1958.*

– *Künstler Lexikon der Schweiz XX. Jahrhundert, Band I, Frauenfeld 1958.*

– *Biografisches Lexikon der Schweizer Kunst, Unter Einschluss des Fürstentums Liechtenstein, Zürich 1998.*

Schlossmuseum Thun

Schlossberg 1 · 3600 Thun · Tel. 033 223 20 01 · Fax 033 223 20 84
info@schlossthun.ch · www.schlossthun.ch

Öffnungszeiten:

Februar, März	täglich	13 – 16 Uhr
April – Oktober	täglich	10 – 17 Uhr
November – Januar	jeden Sonntag	13 – 16 Uhr
Weihnachten – Neujahr	täglich	13 – 16 Uhr

Die Stiftung Schlossmuseum Thun wird unterstützt durch:

STADT THUN

Kanton Bern
Canton de Berne

Regionale Kulturkonferenz Thun

Thuner Amtsanzeiger

Dr. oec. Hans Peter Bieri
Steuern-, Finanz- und Wirtschaftsberatung AG Thun
Mitglied der TREUHAND KAMMER

AEK BANK 1826

Gerber Druck AG, Steffisburg